

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

und Dörfer stürzten zusammen wie Kartenhäuser. Auf der Insel Kuba gab es einmal wieder eine Revolution, nämlich gegen den Präsidenten Palma, so daß die Nordamerikaner Truppen schicken mußten, um Ordnung zu machen. In

### Asien

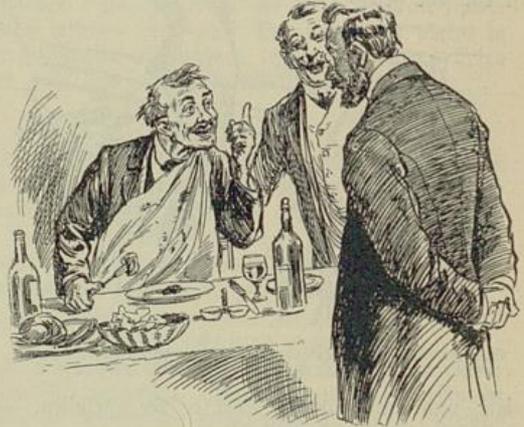
spielen die Japaner eine immer größere und gefährlichere Rolle. Selbst das stolze Nordamerika mußte vor ihnen in der kalifornischen Schulfrage die Segel streichen. Auch China erwacht, langsam zwar, aber sicher. Allerdings wird auch dieses Erwachen nicht ohne böse Träume vor sich gehen. Denn immer wieder hört man von wilden Aufständen einzelner Landesteile gegen die bestehende Dynastie und Regierung, wobei die chinesischen Truppen ab und zu rechtshaffene Hiebe bekommen. Aber es müßte ja in der Weltgeschichte kein Zusammenhang und keine Entwicklung existieren, wenn nicht nach dem fabelhaften Aufschwung des kleineren Japan auch der schlafende Riese China sich nach und nach die schiefgeschlitzten Augen reiben würde und sagen: Ich bin auch da, und was die kleinen Japse können, kann ich auch; Gebt mir einmal ein paar Bücher. Ich will sehen, wie man das macht. Dann haben wir die gelbste Gefahr, gelb wie der Tod. Das ist eine sehr bedenkliche Sache, und der Leser darf schon ein recht langes Gesicht machen, um so länger, als ihm der Hinfende hier zugleich sagt, daß er die Weltbegebenheiten schließen muß, weil der Platz alle ist. Wenn aber übers Jahr die Welt noch steht, so will er weiter erzählen, und der geneigte Leser darf sich hoffentlich dann freuen über das, was er liest. Also das Leben Gott befohlen und in Treue und Liebe zum Vaterland weiter gearbeitet!

### Gute Ausrède.

Der Herr Revisor war ein Junggeselle und Geizhals. Vielleicht das eine durchs andere, wie man will. Daher trat er auch mit Freunden in den Vegetarianerklub und den Temperenzlerverein. Brauchte er doch auf diese Weise, wenn er amtlich auswärts war, zu Mittag nur ein Apfelmüschchen und zwei Milchwecke zu verzehren, auch nur Selterswasser zu trinken, aus Prinzip natürlich, und brachte fast seine ganzen Diäten heim. Einmal aber, als er ganz gelegentlich draußen in Dingsda beim Herrn Baron eine Kleinigkeit an den Büchern des Rentamtmanns nachzusehen die Güte hatte, lud ihn dieser zum Mittagessen ein. Es gab Fisch, es gab Braten, es gab gebackene Forellen, eine fette Ente und andere herrliche Sachen. Der Revisor hieb ein wie Blücher. Der Saft lief ihm rechts und links zum Mund heraus, und er bedauerte, daß der Mensch nicht wie das liebe Rindvieh mehrere Mägen habe. Auch trank er wacker Wein dazu, weißen, roten, neuen, alten u. s. w. Und sein dürres, blaßes Köpfschen wurde rot wie eine illuminierte Dickrube. Das Feuer schlug ihm zu den Ohren heraus, man hätte können bequem

ein Schwefelhölzchen daran anzünden. Wie er nun im siegreichen Kampf mit einem fetten Enterich lag, geht die Tür auf und der Oberamtsrichter kommt herein, den Baron begrüßend.

„Ei, was seh' ich, Herr Revisor? Sie essen Fleisch? Sie trinken Wein? O, wie schwach ist der Mensch! Wo bleiben Ihre heiligen, unantastbaren Prinzipien? Alter Heuchelbruder!“ Der Revisor konnte gottlob nicht mehr röter werden, als er schon war, sonst wäre er's geworden. Aber er war ein Schlaumeier. Er machte schnell die Zähne leer, schluckte und sprach salbungsvoll: „Verzeihung, halten zu Gnaden, Herr



„Verzeihung, halten zu Gnaden, Herr Oberamtsrichter. Aber heut ist mein allmonatlicher Fasttag.“

Oberamtsrichter. Aber heut ist mein allmonatlicher Fasttag. Da müssen auch wir unsere gewohnte Lebensweise verlassen. Wir müssen Fleisch essen und Wein trinken. Denn immer Gemüse und immer Wasser, das würde uns zu gesund und zu üppig machen.“

„Bravo,“ lachte der Baron; „diesmal sind Sie hereingefallen, weiser Rabi.“

### Schwierige Verständigung.

Ein Kreisarzt wollte eine statistische Tabelle über die Sterblichkeit aufstellen und wandte sich deshalb an alle Ortsvorsteher seines Bezirkes mit der Bitte, sie sollten ihm doch gefälligst mitteilen, wie viele Personen in ihrer Gemeinde sterben möchten. Ein Ortsvorstand, der die Anfrage mißverstand, schrieb zurück: „In unserer Gemeinde mag niemand sterben.“ Der Arzt fragte darum zum zweitenmal an, wie viel denn durchschnittlich im Jahre sterben könnten, und erhielt alsbald zur Antwort: „Hierorts können alle sterben.“ Nochmals setzte der Doktor an und bat, ihm mitzuteilen, wie viele Personen etwa in einem Jahre in jener Gegend sterben dürften. Hierauf kam als Antwort der Bescheid: „Sterben darf hier, wer will und muß, denn der unterfertigte Ortsvorsteher kann es niemanden verbieten.“

## Das Tönele vom Tobelhof.

Erzählung von Aug. Schuster.

### 1. Eine dunkle Tat.



Was doch so eine Eisenbahn eine Gegend verändern kann! Wie da das Landschaftsbild auf einmal ein anderes wird, selten zwar ein schöneres, aber die Welt ist nun einmal nicht nur für den Naturschwärmer da: der muß sich eben jetzt einen anderen, entlegeneren Erdwinkel suchen, während der Bauer, hoch oben auf dem „Walb“, sich vergnügt die Hände reibt, denn er hat jetzt einen Absatz für seine schönen Hochstämme, und Tausende von Händen, die sich vorher kaum zu betätigen mußten, haben Arbeit erhalten im Hause oder in den Fabriken, die jetzt wie die Pilze über Nacht entstanden sind. Freilich, allen konnte man es nicht recht machen, und der alte Posthalter in X. geht noch immer brummend zur Seite, wenn er einen Bahnzug kommen sieht, in welchem ihm jetzt so mancher Reisende an der Nase vorbeifährt, der früher, wenn auch nur auf Stunden, sein Gast gewesen war. Ueber die kunstvolle, in vielen Windungen sich hinziehende alte Fahrstraße jetzt ein mächtiger Viadukt, wie zum Hohn. Das Fahrrad fragt nicht viel nach der „Steigung“, und da, wo ein mächtiger Berg dem Ingenieur den Weg versperrte, hat er ruhig seinen Stahlbohrer angekehrt, und statt über den Berg geht es jetzt durch denselben. Ja, es ist vieles anders geworden in dem stillen Gebirgstale, in dem kurzen halben Jahre, seit welchem die Bahn eröffnet worden ist. Die „Bahn“ hat auch manchem Menschen neue „Bahnen“ für seinen Lebensweg angewiesen, so z. B. auch dem Bernhard Feldmann, einem anstelligem jungen Burschen, dem gerade, weil er zu so mancherlei das Zeug hatte, die Wahl eines Lebensberufes nicht leicht wurde. Nun war er als Bahnwärter angestellt worden, ein Amt, das er mit all der Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit versah, wie es daselbe erfordert, und er wäre wohl auf seinem Posten alt und grau geworden, wenn nicht etwas in sein Leben eingegriffen hätte, das noch mächtiger ist als alle Eisenbahnen der Welt, der mächtigste Trieb des Menschen: die Liebe. Wer aber glauben würde, der stramme, hübsche Bernhard Feldmann hätte einem Paar schöner Augen wegen etwa gar seine Berufspflicht vernachlässigt und deswegen seinen Abschied erhalten, der würde gewaltig fehl gehen. Seine Liebe zu Tönele, dem schönen Töchterlein des reichen Tobelhofbauern, war ihm im

Lahrer Gintender Bote für 1908.

Gegenteil ein Sporn mehr, seine Pflicht so zu tun, daß jeder sagen mußte: der Bernhard ist doch der tüchtigste Bursche im ganzen Tal, und wohl wert, das schönste und bravste Mädchen zur Frau zu bekommen. Aber freilich, ihre Schwierigkeiten wird die Sache schon haben. Man denke doch: eine reiche Bauerntochter und ein armer junger Bahnwärter! Das machte denn sowohl dem Bernhard als dem braunäugigen Tönele gar manche kummervolle Stunden, und dem Tobelhofbauern hatte es die Galle nicht wenig erregt, als er von der Sache etwas zu merken anfing. „Der Sach' mach' ich jetzt bald ein End“, meinte er, „des Mädle mueß unter d' Haube, je früher, je besser“ und mehr als je begünstigte er die Werbungen des jungen Wildhofbauern, eines Burschen, den er nach Stand und Reichtum seiner Tochter für ebenbürtig hielt. Freilich, etwas weniger unruhig und nicht so händelsüchtig wie nun einmal der Schorsch vom Wildhof war, hätte er sich seinen Schwiegerjohn schon gewünscht. Das würde sich aber schon geben in der Ehe, meinte er, das wüßte Wirtschaften würde der Schorsch schon aufgeben, wenn er ein so braves Weib neben sich haben wird, er würde „husig“ und „schaffig“ werden, wie es einem rechten Bauern ansteht, aber die Jugend will ausgetobt haben, und der unbändige Most gibt den besten Wein. Mit solchen Betrachtungen pflegte er sich diese Bedenken selbst auszureden. Der Celestin aber, des Tobelhofbauern ältester Sohn, war noch viel gelbstolzer als sein Vater selbst, und der Bernhard, der „Bettelbueb“, wie er ihn nannte, ihm ganz besonders zuwider. „Passet nur uff“, hatte er einmal in angetrunkenem Zustand im Wirtshaus geäußert, „dem Kerli will ich noch emol 's Handwerk lege. Der isch die längste Zit in unserer G'meinde g'li.“ Er war ein Freund und Duxbruder des Schorsch vom Wildhof und sein bester Bundesgenosse. Auch hatte er noch einen besonderen Grund, seinem Freunde dienstbar zu sein, hatte er doch schon längst ein Auge auf Schorsch's Schwester, die schwarze Theres, geworfen, und man weiß ja: eine Hand wäscht die andere.

So standen die Sachen, als an einem trübem Oktoberabend der Bernhard wieder einmal, seine Strecke abpatrouillierend, scharf auslugte, so viel der Nebel es gestattete, ob alles in Ordnung sei, kein Wildwasser Steine auf das Geleise geführt habe oder dergleichen. Er hatte nichts bemerkt, es war alles in Ordnung. Der Zug konnte jeden Augenblick heranbrausen. Bernhard wollte sich eben auf seinen Posten begeben, als er, einige Schritte von seinem Wärterhäuschen entfernt, etwas im Gebüsch rascheln hörte. Er hatte kaum so viel Zeit, dem Geräusch nachzuforschen, als auch schon ein mächtiger Felsblock in Säzen den Berg herabgeflogen kam und mitten auf dem Geleise liegen blieb. Dem Bernhard drohte das Blut in den Adern zu stocken. Die rote Fahne aus dem Futteral reißen und mit Windeschnelle dem Zuge entgegenpringen, war das Werk eines Augenblicks. Wie von Furien geheißt, flog der leicht-

füßige Bursche dahin, deutlich hörte er schon das Schnauben und Stampfen der Maschine. Jetzt mußte der Zug an der Biegung angekommen sein. Mit der einen Hand die Fahne, mit der andern die Laterne schwenkend, stand Bernhard auf dem Geleise. Jetzt hatte der Lokomotivführer ihn erkannt, er gab Gegenstand, aber es dauerte doch eine Zeitlang, die ihm eine Ewigkeit dünkte, bis der Zug zum Stehen gebracht werden konnte. Nur wenig Schritte trennten ihn noch von dem Felsblock, der den ganzen Zug aus dem Geleise geworfen haben würde. Kalter Schweiß bedeckte Bernhards Glieder, der starke Bursche war einer Ohnmacht nahe. Aber der Zug war gerettet, und wäre dies auch nur um den Preis seines Lebens möglich gewesen, er hätte sich keine Sekunde lang besonnen. Mit Hilfe von Brechstangen war der Block bald vom Geleise gewälzt, und nachdem der Zugführer mit Bernhard ein Verhör angestellt hatte, setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Der Zugführer, ein älterer Mann, hatte ungläubig den Kopf geschüttelt, als Bernhard berichtete, daß noch vor fünf Minuten die Strecke frei gewesen wäre.



Wie von Furien gehetzt, flog der leichtfüßige Bursche dahin.

„Das wäre ein merkwürdiger Zufall, gerade als ob der Stein die Ankunft des Zuges hätte abwarten wollen,“ meinte er. Daß aber ein Mensch an Stelle des Steines so hätte denken können und also ein Verbrechen beabsichtigt war, daran wollte der gute alte Mann und mit ihm noch viele andere nicht glauben. Bernhard war der einzige, der den wahren Sachverhalt mit Blitzesschnelle geahnt und durchschaut hatte, und der, welcher außer ihm noch davon wußte, sein Todfeind, der hatte gar schlaue gerechnet. Er wußte, daß Bernhard schweigen würde und schweigen mußte, Toneles wegen, deren Bruder er

nicht ins Zuchthaus bringen konnte, ohne für immer auf Toneles Hand selbst verzichten zu müssen. Und schwieg er, so mußte er seine Stelle verlieren und war wieder weiter von seinem Ziele entfernt als je. Und Bernhard schwieg wirklich, er wollte lieber die Schmach auf seine eigenen Schultern nehmen, als Unschuldige darunter leiden sehen. Noch am selben Abend erfuhr Tonele alles. Weinend rief sie: „Du darfst mich nicht schonen, es ist alleweg besser, du sagst alles, was du weißt, mag dann kommen, was will.“ Bernhard hatte ihr ein Taschenmesser gegeben, das er an der Stelle gefunden hatte, wo der Stein, wie das frische Erdloch deutlich befundete, losgelöst worden sein mußte, und welches sie sofort als das Eigentum ihres Bruders erkannte. „Dir gebe ich hiermit den Zeugen der Tat, und mit dir und sonst mit niemand habe ich über die Sache gesprochen, und kein Wort weiter über den Sachverhalt wird aus meinem Munde kommen, und dabei bleibst.“ „Und jetzt halt’ ich erst recht zu dir,“ sagte schluchzend Tonele, „und dein Weib werde ich, sobald du es haben willst.“ „Damit hat’s jetzt gute Wege,“ meinte Bernhard mit trübem Lächeln, „das wär’ ein Schick, einen davongejagten Bahnwärter zu heiraten.“ „Wer weiß, zu was es gut ist,“ meinte tröstend Tonele, „Gottes Wege sind nicht unsere Wege, er wird’s wohl machen mit uns.“

Schon am nächsten Tage erhielt Bernhard seine Entlassung. Von einer Bestrafung wurde abgesehen, teils weil ihm keine direkte Fahrlässigkeit nachgewiesen werden konnte, teils weil sein bisheriges Verhalten noch nie zu einem Tadel Veranlassung gegeben hatte. Er mußte zum Wanderstab greifen, schweren Herzens nach einem kurzen, aber herzlichen Abschied von dem Einzigen, was er Liebes auf der Welt hatte. Wir wollen im Geiste ihn auf seiner Wanderschaft begleiten.

## 2. Neue Pfade.

Es war noch stockdunkel, als am folgenden Morgen Bernhard den Ort verließ, wo er so Herbes erfahren hatte. Zu Fuße wollte er in die nächste Kreisstadt wandern, das Ränzlel auf dem Rücken. Da kam ihm in den Sinn, daß vor ihm, vor zwanzig Jahren oder noch mehr, auch der Bruder seines Vaters, der Onkel Christoph, die Heimat verlassen hatte, um, ein armer Uhrmacher, draußen in der Welt sein Glück zu versuchen. Und es muß ihm hold gewesen sein, nach allem, was man noch von ihm gehört hatte. Diese Berichte waren allerdings immer sehr spärlich gewesen, wenn aber nur die Hälfte davon wahr gewesen, so mußte Onkel Christoph, der einstige arme Uhrmacherschüler, jetzt eine stattliche Fabrik sein eigen nennen, wo, so viel Bernhard wußte, allerlei künstliche Maschinen gebaut wurden, zum Teil eigene Erfindungen des Onkels. Aber etwas Näheres hierüber wußte Bernhard nicht. Ob er sich an den wenden sollte? „Bah,“ sagte er sich selbst darauf, „der Onkel Christoph hat sich auch an keinen Verwandten gewendet, sondern sich auf

seine eigenen Hände verlassen und auf die eigenen Füße gestellt," und so wollte er, Bernhard, es auch machen. Ihm schwebte vor, nach Amerika zu gehen, dem Ziele so vieler armer Teufel, die, wie er, in der Heimat Schiffbruch gelitten hatten. Und zu der Ueberfahrt reichten ja seine Ersparnisse aus. Ueber dem großen Wasser wollte er dann schon sich selber weiterhelfen; wer sich selbst hilft, dem hilft Gott, und „der verläßt keinen Deutschen.“ Mit solchen Worten sprach er sich selbst Mut zu, und so verstrich ihm die Zeit, er wußte selbst nicht wie, und vor ihm lagen schon die Tore der Kreisstadt.

„Besuchen will ich den Onkel doch," dachte er im Weiterwandern, „er ist der einzige Verwandte von mir, der noch am Leben ist. Zudem müßte ich ihm ja fast an der Nase vorbeifahren, wenn ich nach Bremen reise, und das will ich denn doch nicht tun; wer weiß, wozu es gut ist.“ Also setzte sich Bernhard, in der Kreisstadt angekommen, auf die Hauptbahn. Er hatte ein Billet gelöst nach der Residenz, wo der Onkel wohnte, und ein paar Stunden später betrat er zum erstenmal den Boden einer großen Stadt. Da gab es was zu sehen! Zuerst waren es die elektrischen Tramwagen, die seinen Blick auf sich lenkten, und überrascht blickte er auf, als es plötzlich vor ihm aufblitzte und ein blendendweißes Licht vor ihm erstrahlte, von keinem Menschen angezündet und Tageshelle um sich verbreitend. Es war nämlich, da die Tage kurz geworden, bereits Dämmerung eingetreten, und Bernhard wollte sich beeilen, um nicht gar so spät den beabsichtigten Besuch bei dem Onkel machen zu müssen. Er fragte deshalb einen jungen Burschen, etwa seines Alters, ob er ihm nicht den Weg weisen könne nach der Fabrik von Christoph Feldmann. „Christoph Feldmann und Kompagnie?" fragte der Bursche zurück, „na, das werd' ich doch wohl wissen. Das weiß ja jedes Kind. Da gehen Sie nur immer hier gerade aus (dabei wies er ihm die Richtung), oder wenn Sie's eilig haben, so nehmen Sie noch besser hier das Tram, das kostet zehn Pfennige, und in sieben Minuten sind Sie dort. Die Tramwagen sind nämlich auch aus der Fabrik von Feldmann und Kompagnie.“ Bernhard horchte hoch auf, als er diese Worte vernahm. Da mußte nun doch wohl sein Onkel ein bedeutender Mann geworden sein, was hier jedes Kind wußte, und nur ihm, dem leiblichen Neffen, war dies erst seit heute bekannt.

Nach einer Viertelstunde saßen sich Onkel und Nefte gegenüber, es war ein behaglicher Arbeitsraum, aber er diente dem Onkel auch für die ganze übrige Zeit des Tages als Aufenthalt, denn leben und arbeiten war für ihn eines und dasselbe. „So, so, du bist also der Bernhard," meinte er, den jungen Mann nicht unfreundlich ansehend. „Habe dich noch auf den Armen getragen, als du kaum so viel Wochen alt warst, als jetzt Jahre! Und seit der Zeit habe ich auch die Heimat nicht mehr gesehen. Wie oft schon habe ich mir vorgenommen: Jetzt gehst du einmal ein paar Wochen hinauf auf den „Wald",

in die Sommerfrische. Aber das ist nun Jahr für Jahr dieselbe Geschichte: ich komme nicht dazu, den Plan auszuführen, es geht einfach nicht, ich habe weniger freie Zeit als mein letzter Arbeiter.“ Dem Bernhard kam dies wunderbar vor, aber es mußte doch wohl so sein, denn alle Augenblicke wurden sie gestört. Bald war es ein Zeichner der Fabrik, der etwas zu fragen hatte, bald ein Bureauangestellter,



„So, so, du bist also der Bernhard," meinte er, den jungen Mann nicht unfreundlich ansehend.

bald der Telegraphenbote, und so ging es fort, bis fast in die Nacht hinein. „Wir haben entsetzlich viel zu tun," meinte der Onkel, „die Arbeitslast wird von Jahr zu Jahr größer und ich dabei doch nicht jünger und arbeitskräftiger.“ setzte er lächelnd hinzu. Jetzt glaubte Bernhard, sich verabschieden zu müssen, aber der Onkel drückte ihn auf den Stuhl zurück. Wie eine Jugenderinnerung und Reue über die Vernachlässigung seiner Blutsverwandten war es über ihn gekommen, als er, lange seinen Neffen ansehend, ausrief: „Nein, du bleibst. Für heute wenigstens mache ich Schluß. Christian," rief er zur halb geöffneten Türe einem Diener zu, „Sie lassen heute niemand mehr vor, es sei wer es wolle. Ich will auch einmal meinen Feierabend haben. Dann sorgen Sie für ein Nachtessen, aber etwas Gediegenes — ich habe Besuch. — Ja, so geht's nun einmal," fuhr er, zu Bernhard gewendet fort, „der eine hat keine Suppe und der andere keinen Löffel; ich meine: keine Zeit, seine Suppe zu essen. Der andere bin ich. Und ohne Arbeit möchte ich wiederum keinen Tag leben. Das brächte ich nun einmal einfach nicht fertig. Dabei geht's mir dann wie jenem Zauberlehrling: »Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.« So, und nun erzähl einmal! Du hast wohl auch das Uhrmachen gelernt, und nun geht's hinaus in die Welt? Ja, so ein Bursche war ich auch vor fünf und zwanzig Jahren, 's hat mich auch nicht mehr gelitten zu Haus. Jetzt freilich kommt's manchmal wie ein Heimweh nach dem Wald über mich. Es ist vielleicht gut, daß ich keine Zeit

habe, solchen Gedanken nachzuhängen.“ Der Diener hatte mittlerweile einen Tisch gedeckt, ein angenehmer Bratengeruch erinnerte Bernhard daran, daß er fast den ganzen Tag nichts gegessen hatte, und bald saßen Onkel und Nefse beaglich essend und schwärend einander gegenüber. Dem Onkel kamen nämlich auf einmal alle möglichen Bekannten aus der Jugendzeit in Erinnerung, bald wollte er von Bernhard wissen, ob auch der alte Schäfer-Andres noch lebe, mit dem er einmal eine Nacht über zusammen kampiert hatte, da er als Junge sich nicht nach Hause getraut hatte, aus Furcht vor einer Strafe. Damals schon hatte er ernstlich vorgehabt, nach Spanien zu gehen, wo eben die Karlisten zu ruuoren begonnen hatten. Onkel Christoph lachte laut auf bei der Erinnerung an diese und andere Jugendtorheiten. Endlich kam er aber doch wieder darauf zurück, den Bernhard zu fragen, was er eigentlich vor habe, und er war nicht wenig erstaunt, als nun dieser in kurzen Worten das Vorgefallene erzählte, wobei er aber die Noilüge gebrauchte, er wisse nichts Näheres über den Täter, und das werde wohl immer ein Rätsel bleiben. „Höre, Junge,“ meinte der Onkel, „ich will dir's glauben, daß du deine Pflicht getan hast, und damit Schwamm über die Geschichte. Aber das mit dem Amerika, das schlag dir nur aus dem Sinn. Da drüben sind schon unzählige ebenso tüchtige Bursche, wie du, elend zu Grund gegangen, ohne daß es ihre Schuld gewesen wäre. Das will nur gleich nach Amerika, wenn daheim einmal etwas schief gegangen ist. Ich will dir etwas anderes vorschlagen. Du bleibst hier, ich lasse dich zum Mechaniker und Elektrotechniker oder Maschinenbauer ausbilden, je nach deinen Neigungen und Fähigkeiten. Dein Großvater war einer der geschicktesten Uhrmacher auf dem ganzen Wald, wenn er's auch nicht zu Geld und Gut gebracht hat, und etwas von seinem Talente steckt vielleicht auch in dir. Ich bin ja noch keine Fünzig, aber ich merke schon die Fünzigster heranrücken, und dann heißt es »Fünzig Jahr' stille stahn.« Auch bin ich Junggeselle, du bist mein einziger Bruderjohn. Wenn du dich gut hältst, wirst du es wohl einmal nicht zu bereuen haben.“

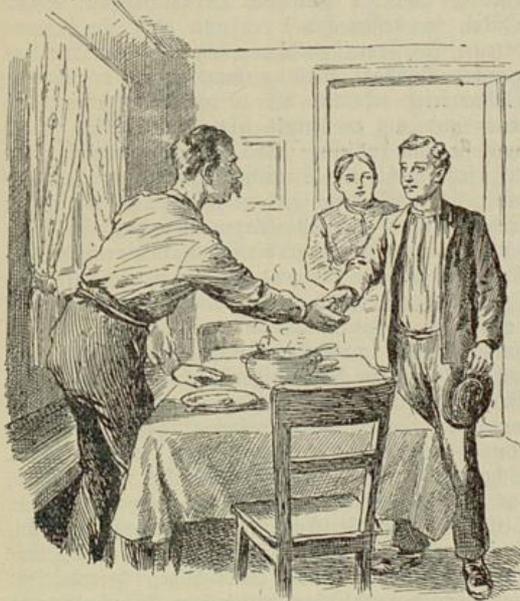
Die gedrückte Stimmung, in welcher Bernhard das Haus seines Onkels betreten hatte, war jetzt dem roßigen Schimmer neuer Hoffnungen gewichen. Loneles Worte: „Wer weiß, wozu es gut ist, Gottes Wege sind nicht unsere Wege,“ kamen ihm wieder in den Sinn. Wie leise Wehmut und Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen zog es durch sein Gemüt, und den Kopf voll kühner Pläne begab er sich an diesem Abend zur Ruhe.

### 3. Lehrjahre.

„Heinzelmann, hier übergebe ich Ihnen meinen Nefsen. Machen Sie etwas Gesehtes aus ihm. Notabene: der junge Mann soll in keiner Weise bevorzugt werden, nur weil es mein Nefse ist: das ist reiner Zufall; also er soll nicht besser und nicht

schlechter behandelt werden als jeder andere Arbeiter. Zeigen Sie ihm, bitte, das ganze Werk. Zuerst soll er das Schmieden lernen, dann hat er das »Größte« hinter sich.“ Ueber seine doppelstinnigen Worte selbst lächelnd, entfernte sich Herr Christoph Feldmann, nachdem er diese Worte an Herrn Fridolin Heinzelmann, den Direktor der Feldmannschen Werke, gerichtet und auf diese Weise unserm Helden mit den paar Worten seinen nächsten Lebensweg vorgezeichnet hatte. „Und, daß ich's nicht vergesse,“ sagte er, noch einmal umkehrend zu Bernhard: „Beit und Kost hast du fortan bei Werkmeister Grimm. Ich habe schon mit ihm gesprochen.“ Bernhard dankte dem Onkel für seine Fürsorge; aber in seinem Innern war er doch etwas enttäuscht darüber, daß ihm der Onkel nicht in seinem eigenen Hause eine Schlafstelle angewiesen hatte, und wäre es auch das bescheidenste Winkeln gewesen. Aber zugleich mußte Bernhard sich selbst undankbar schelten; hatte nicht der Onkel, nach welchem er bis jetzt noch mit keinem Worte gefragt, die Sorge für sein Fortkommen übernommen, und ihm Gelegenheit geboten, etwas Tüchtiges zu werden? Herr Feldmann wußte auch wohl, was er tat. Er wollte dem jungen Mann von vornherein jede Gelegenheit nehmen, die verführerische Rolle des jungen „Herrn“ zu spielen. Welche Rolle er einmal in dem Geschäfte einnehmen würde, sollte ganz und gar von Bernhards persönlicher Tüchtigkeit und nicht von dem Verwandtschaftsgrad abhängen, in welchem er „zufällig“ zu dem Besitzer der Werke stand, wie dies ja Herr Christoph Feldmann selbst eben gesagt hatte. Bernhard betam Respekt vor dem unparteiischen Sinn des Onkels; daß er fortan nur für das gelten sollte, wozu seine Leistungen ihn berechtigten, gab zugleich seiner Arbeitsfreudigkeit einen mächtigen Antrieb. Nach einem Rundgang durch die Werke, der zu Bernhards maßlosem Erstaunen fast kein Ende nehmen wollte, und auf dem er Maschinen und Vorrichtungen sah, von deren Zweck und Wirkungsart er keine Ahnung hatte, wurde endlich bei den Schmieden Rast gemacht, und eine Stunde später schon stand Bernhard selbst mit hochgerötetem Gesicht und aufgekrempelten Armen an der Schmiedesse, erhitzt sowohl vom Feuer derselben als auch von dem Feuer in seinem Innern, dem Arbeitseifer. Er war stolz, daß der Schmiedmeister ihm gesagt hatte, er habe gute Armmuskeln und könne noch einmal ein brauchbarer Schmied werden. Als das Zeichen zur Mittagspause gegeben wurde, fragte er nach dem Werkmeister Grimm, und man wies ihn nach einem freundlich aussehenden Häuschen, das in einer langen Reihe ganz gleich gebauter Arbeiterwohnungen in nächster Nähe der Werke lag. Eine rundliche kleine, noch ziemlich junge Frau empfing ihn hier, hieß ihn, nachdem er seinen Namen genannt hatte, freundlich willkommen und führte ihn in die gemütliche, sauber aussehende Stube, wo ein stämmiger Mann mit martialischem Schnurbart, aber gutmütigen Zügen bereits vor der dampfenden Suppenschüssel saß. Er reichte Bernhard die Hand, lud

ihn zum Sitzen ein und sprach die Hoffnung aus, daß es dem neuen Hausgenossen unter seinem Dache gefallen möge. Im übrigen schien er kein Freund von vielem Reden zu sein. Aber was er sprach, hatte „Hand und Fuß“, wie man zu sagen pflegt, und nach dem bescheidenen, aber kräftigen Mittagbrot gingen die beiden wieder an ihre Arbeit. So verging Tag um Tag, Woche um Woche; den Onkel bekam Bernhard selten oder nie zu Gesicht. Daß Tonele schon am zweiten Tage nach Bernhards Abreise einen langen Brief von diesem erhielt, wird niemand verwundern. Und auch Tonele war eine pünktliche Brieffschreiberin. Sie schrieb ihm, es sei zu Hause wieder alles im alten Gleise. Mit dem Heiraten liege man ihr jetzt nicht mehr so viel in den Ohren, seit Bernhard fort sei, schrieb sie ein



Er reichte Bernhard die Hand und lud ihn zum Sitzen ein.

paar Wochen später. Nur der Bruder meine manchmal, wie es wäre, wenn sie eine Doppelhochzeit machten. Sie habe ihm geantwortet, ihr pressiere es gar nicht, und er möge lieber nicht auf sie warten, wenn er mit der Theres einig sei. Der Schorsch lasse sich hin und wieder auch auf dem Tobelhofe sehen und tue auch, wie wenn es eine ausgemachte Sache sei, daß sie seine Frau werde. Sie lasse ihn reden und sage weder ja noch nein, was sie für das Klügste halte. Toneles Briefe waren die Lichtblicke in Bernhards hartem und manchmal recht einförmigen Leben. Was ihm fehlte, war die Lust der Heimat, seines Waldes und seiner Berge. Manchmal fühlte er sich so einsam und elend, daß er laut hätte weinen mögen, einsam im dichtesten Gewühle der Menschen um ihn, beim Dröhnen der Dampfhammer und dem Stampfen der Maschinen. Wie er einmal als Junge von zehn Jahren sich im Walde verirrt

hatte und unter einer großen Tanne hatte schlafen müssen, war er sich nicht so verlassen vorgekommen wie jetzt. Das Heimweh war über ihn gekommen, die mächtige Sehnsucht nach der Scholle, wo seine Wiege gestanden hatte. Der eigentümliche Delgeruch der Maschinen, die dunstige Luft der Arbeitsräume drohte ihm oft den Atem zu benehmen. Dazu war jetzt der Winter gekommen mit seinen trüben, kurzen Tagen. Aber auch der ging vorüber und als vor den Toren der Stadt das erste Grün zu sprossen begann, so konnte man jeden Sonntag einen jungen Mann weit in der Gegend umherstreifen sehen, und als er sich das erste Mal wieder unter einer großen Tanne im Moose ausstrecken konnte, da wurde ihm so wohl, wie in den Tagen, da er im heimatischen Wald dem Rufen des Kuckucks oder dem Hacken des Spechtes gelauscht hatte. Den ruhigen Gesellen am Herdfeuer hatte er mittlerweile Lebewohl gesagt, er hantierte jetzt am Schraubstock mit der Feile, und je mehr die Arbeit auch seinen Geist in Anspruch nahm, desto lieber wurde sie ihm. Meister Grimm sah ihm oft wohlgefällig zu, sagte aber selten ein Wort der Aufmunterung. Zu Bernhards großer Ueberraschung war aber der Onkel, der sich doch gar nicht mehr um ihn zu kümmern schien und wohl seine Anwesenheit schon ganz vergessen haben mochte, vollständig unterrichtet von allem, was Bernhard tat und lernte. Dies erfuhr der junge Maschinenschlosser, als er, gerade am Jahrestage seines Eintritts in die Fabrik, vom Onkel eine Karte erhielt, durch welche er in die Wohnräume desselben beschieden wurde, die er seit Jahresfrist nicht mehr betreten hatte. Der Onkel tat, als wenn er erst gestern noch mit ihm gesprochen hätte, lud ihn zum Abendessen ein und fragte ihn in fast gleichgültigem Ton: „Na, wie gefällt es dir eigentlich hier im Geschäft?“ Bernhard war des Lobes voll über das viele Neue und Schöne, was er zu sehen und zu lernen Gelegenheit habe, denn in der Tat war, seitdem das Heimweh von ihm gewichen, die Liebe zur Arbeit und die Freude am Gelingen derselben mächtig in ihm wach geworden. Der Onkel schien befriedigt von den Antworten auf die verschiedenen Fragen, die er nun an ihn stellte, die sich sämtlich auf technische Dinge bezogen. Nur einmal sprach er von etwas anderem. Er sagte: „Diesen Sommer hatte ich ganz bestimmt vor, auf ein paar Wochen in die Heimat zu reisen; es ist aber wiederum nichts daraus geworden: also vielleicht das nächste Jahr.“ Er mußte selbst über diese Vertröstung lächeln, denn es war nun schon seit zehn Jahren immer dieselbe Geschichte. Zum Schlusse sagte er, ganz als ob es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt handelte: „Höre mal, hättest du nicht Lust, Maschinenbauer zu werden?“ Bernhard verstand die Frage nicht recht, denn er meinte, er sei ja auf dem besten Wege dazu. Der Onkel lächelte und sagte: „Ich meine natürlich studieren.“ Dem Bernhard wäre beinahe vor freudigem Schrecken die Zigarre, die ihm der Onkel nach Tisch angeboten hatte, aus der Hand gefallen, er

glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. „Die Sache ist sehr einfach,“ meinte der Onkel, „es gibt jetzt glücklicherweise auch technische Schulen, wo man das studieren kann, was ein Ingenieur wissen muß, um eine Maschine berechnen und zeichnen zu können, auch wenn man kein Latein gelernt hat; manchen lenkt's sogar nur ab von dem, was er lernen soll. Ich hatte vor einigen Jahren einmal einen Volontär, der hatte immer seinen Horaz, einen lateinischen Dichter, neben seinem Schraubstock liegen. Ein Maschinenbauer ist allerdings nicht aus ihm geworden, hoffentlich aber inzwischen ein guter Philolog.“ Und auf seinen Plan zurückkommend, fuhr Herr Feldmann fort: „Hier ist der Prospekt einer solchen Schule. Sie ist in einer kleinen Stadt in Sachsen, nahe dem Erzgebirge, wo es viel zu sehen und zu lernen gibt. Ich denke, du reitest gleich nach den Weihnachtsfeiertagen.“ Mehr wurde nicht über die Sache gesprochen, sie war also abgemacht. In einem wahren Freudentaumel kehrte Bernhard in sein Dachkammerchen zurück, und vier Wochen später dampfte er nach dem neuen Bestimmungsorte ab.

In dem Städtchen mit den kleinen Häusern, die ihn fast heimatisch anmuteten, ging Bernhard eine neue Welt auf. Bei braven, gemüthlichen, einfachen Leuten, wo der Onkel ihm eine Pension angewiesen hatte, wurde er wie ein Sohn empfangen und gehalten. Gleichaltrige junge Leute, ein heiteres junges Völkchen, waren seine Haus- und Studiengenossen. Tonele bekam einen acht Seiten langen Brief, über den sie sich ebenso freute, wie Bernhard über seine neuen Lebensverhältnisse. Und nun ging es an ein frisches, fröhliches Studium. Seiner Ausdauer konnten auch die Nüffel und Schwierigkeiten der Mathematik auf die Länge nicht widerstehen. Wenn er aber sah, wie seine praktischen Vorkenntnisse ihm das Verständnis der technischen Vorlesungen erleichterte, kam es wie ein freudiger Stolz über ihn und schon nach einigen Wochen kam die beruhigende Ueberzeugung in ihm auf, daß das Studium ihm förderlich sei und er die Kräfte haben würde, dasselbe zu bewältigen. Daneben fehlte es nicht an mannigfacher Gelegenheit, den Geist auszuspannen und zu bereichern. Er war einer Gesellschaft junger Leute beigetreten, welche neben der Geselligkeit auch das Studium der deutschen Literatur pflegte. Von einer dramatischen Aufführung, die der Verein einmal anläßlich seines Stiftungsfestes veranstaltete, schrieb Bernhard an Tonele: „Du hättest mich sehen sollen in der Rolle des Bauernburschen, den ich spielte. Ich habe dabei sogar meine alte Pelztappe getragen, die noch von daheim stammt: vielleicht das Schiefste am ganzen Stück; denn dieses heißt: „Dorf und Stadt oder die Frau Professorin“ und spielt bei uns daheim auf dem Wald; da konnte ich denn reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und die Leute waren entzückt, daß ich den Dialekt so gut sprechen könne. Schönes Kunststück!“ Und ein anderes Mal schrieb er ihr: „Hier sind jetzt große

Manöver. Gestern war sogar der König hier im Quartier. Wir Studenten haben ihm einen Fackelzug gebracht, ich war natürlich auch dabei. Wer mir das vor zwei Jahren gesagt hätte, daß ich einmal in meinem Leben vor dem König von Sachsen eine Fackel schwingen würde, den hätte ich einfach ausgelacht.“

Mascher als das eine Jahr in der Fabrik, verfloßen ihm die zwei Jahre, die er dem Studium widmen durfte, und, mit reichen Kenntnissen versehen und der schönsten Erinnerungen voll, kehrte Bernhard wieder in die Fabrik zurück, die jetzt seine zweite Heimat geworden war.

#### 4. Irrungen und Wirrungen.

Bernhard kam jetzt auf das Zeichenbureau und dadurch auch in häufigere Berührung mit seinem Onkel, in dessen Hause er nun auch ein Zimmer bezog. In dem stattlichen jungen Mann mit dem blonden Vollbart hätte niemand mehr den jungen Bahnwärter erkannt, der er vor drei Jahren noch war, und als er Tonele sein Bild schickte, schrieb auch sie ihm dasselbe, wobei sie noch bemerkte: „Du bist jetzt wohl ein Stadtherr geworden, und wer weiß, ich passe wohl gar nicht mehr zu dir. Der Schorsch wird auch alle Tage auffälliger, ich laufe bald davon und gehe in die Stadt in einen Dienst.“ Bernhard bat sie dringend, doch noch ein oder zwei Jahre auszuharren, und bemerkte scherzend: „Wenn sie absolut in die Stadt in einen Dienst wolle, so könne sie ja in seinen Dienst eintreten, oder ob nicht lieber er in den ihrigen treten solle u. s. w.“ Bernhard hatte auch angefangen, englisch zu lernen, wozu der Onkel ihn aufgefordert hatte, und nicht ohne Zweck, wie er bald gewahr werden sollte. Schon seit einiger Zeit ging nämlich im Geschäfte das Gerücht, daß Herr Feldmann und seine stillen Teilhaber eine Verschmelzung des Geschäftes mit einer ebenso bedeutenden englischen Firma, dem Hause Tom Arkin and Sons, beabsichtige. Gerade jetzt war einer der englischen Herren zum Besuche da und hatte seine bildhübsche Tochter Miß Ellen Arkin mitgebracht, damit diese auch den Kontinent kennen lernen sollte. Und auf diesem Kontinent lernte sie natürlich auch Bernhard kennen, der sehr aufmerksam gegen die junge Dame war, wobei er aber nur die „Honneurs“ des Hauses zu machen glaubte, welche Rolle ihm der Onkel seit einiger Zeit zugewiesen hatte. Schmunzelnd sah dies der Onkel, sagte aber nichts. Als nach etwa vierzehn Tagen die englischen Gäste wieder abgereist waren, fragte Herr Feldmann eines Abends seinen Neffen: „Nun, was hältst du eigentlich von der englischen Verbindung?“ Bernhard, nichts anderes denkend, als der Onkel meine eine rein geschäftliche, antwortete, seiner Ueberzeugung gemäß: „Ich halte sie in jeder Beziehung für wünschenswert.“ Der Onkel lächelte hierauf gar eigentümlich, wiederholte die Worte „in jeder Beziehung?“ als wenn er jedes einzelne unterstreichen wollte, dann fügte er kurz hinzu: „Nun,

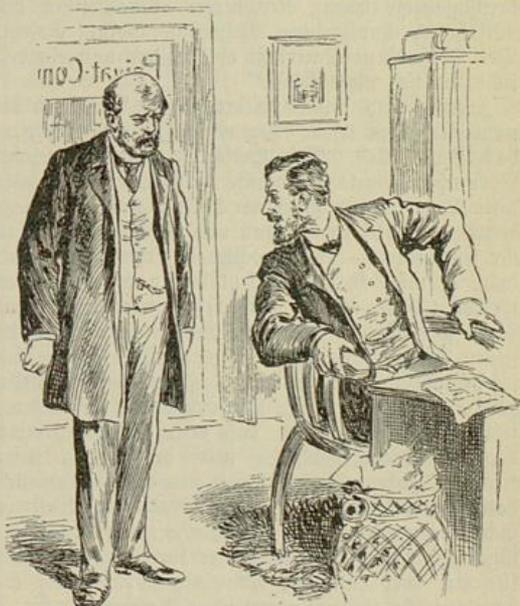
ich auch," und ehe Bernhard einen Doppelsinn aus seinen Worten hätte entnehmen können, hatte sich das Gespräch einem andern Gegenstand zugewendet, denn der Onkel liebte es, möglichst viel mit möglichst wenig Worten abzumachen. Bernhards rasches Borrücken im Geschäft, der Umstand, daß sein Onkel ihn jetzt in ebenso auffallender Weise in seine Nähe und in sein Vertrauen zog, als er dies früher vermieden hatte, war allgemein aufgefallen und wurde auf verschiedene Weise erklärt. Selbst Bernhards Neider mußten zugeben, daß er eine auffallende, besonders organisatorische Begabung habe, die zugleich von den tüchtigsten Kenntnissen der Theorie und Praxis begleitet und unterstützt werde, aber alles dies hätte nicht hingereicht, zu erklären, daß dem jungen Mann ältere und erprobte Mitarbeiter der Firma jetzt nachgesetzt zu werden schienen, und schon fragte man sich, ob Herr Feldmann denn auf einmal den strengen Grundsätzen der Unparteilichkeit, welchen er doch sonst gehuldigt hatte, untreu geworden sei. Das hatte nun aber einen ganz anderen und nicht unberechtigten Grund: Herr Feldmann war heute der Mann nicht mehr, der er noch vor zwei Jahren gewesen war. Durch Ueberanstrengung hatte er seine Kräfte vorzeitig aufgerieben. Der Arzt riet dringend zu einer Aenderung der Lebensweise, und nun erst konnte sich der jetzt fünfzigjährige entschließen, die längst geplante Ferienreise in die heimatischen Berge endlich zur Ausführung zu bringen. „Dann will ich in Gottes Namen gehen . . . ehe es zu spät ist," fügte er wehmützig lächelnd hinzu. „Grüße mir auch alle Bekannten daheim, besonders die Leute vom Tobelhof," bat Bernhard. „Ah, vom Tobelhof!" erwiderte der Onkel, „die Leute kenne ich gut, brave Leute, das! Lebt denn auch der Alte noch? Er muß nach meiner Rechnung ein hoher Siebziger sein. Ob ich den kenne! Nicht nur ihn, sondern auch seine Haxelstöckchen. Er hat sie oft genug an uns probiert, wenn wir ihm an die Kirchen gingen — ich meine, es sei erst gestern gewesen. Er muß jetzt auch schon große Kinder haben, obgleich er erst spät geheiratet hat, kurz ehe ich die Heimat verließ. Damals besorgte ihm eine alte Verwandte, die Cordelbas, die Wirtschaft." — „Die ist längst tot," berichtete Bernhard, „die Kinder aber, ein Sohn und eine Tochter, sind wenig jünger als ich." Der Onkel gab jetzt noch manche Jugenderinnerung zum besten, er war in der letzten Zeit auffallend gesprächiger geworden als früher, und voll froher Zuversicht, in der Heimat völlige Genesung und die alte Frische wieder zu finden, reiste er ab. Vom „Bären", seinem Absteigequartier, war es nur ein kurzer Spaziergang nach dem Tobelhof und er benutzte schon den zweiten Tag zu dem Besuch. Niemand kannte den Mann mehr, als er aber seinen Namen nannte, wäre dem Tonele vor freudigem Schreck fast die Suppenschüssel aus den Händen gefallen. Aber ihre Freude sollte nur kurze Zeit währen. Die erste Frage der Leute war natürlich, wie es dem Bernhard gehe. „Den würdet ihr wohl

jetzt ebensowenig mehr erkennen, als vorhin mich! Die Stadtlust und manches andere haben ihn sehr oerändert." Schmerzlich berührten diese Worte Toneles Ohr, das war es, was sie sich ja jeden Tag selbst sagen mußte, wenn ihr Bernhard in seinen Briefen auch stets hoch und heilig versicherte, er sei der Alte geblieben und werde es immer bleiben. „Er wird doch auch einmal wieder heimkommen wollen," meinte der alte Tobelhofbauer, „oder will er auch damit fünfundzwanzig Jahre warten, wie sein Onkel?" Herr Feldmann lächelte, dann sagte er: „Kann schon sein, daß er doch einmal schon früher kommt. Dann aber wohl nicht allein; er wird dann auch seiner jungen Frau seine Heimat zeigen wollen." Tonele mußte einen Ausschrei unterdrücken, und es war gut, daß sie mit dem Rücken gegen das Fenster stand und niemand die Leichenblässe bemerken konnte, die plötzlich ihr Gesicht überzogen hatte. „Was tausend, der Bernhard ist Bräutigam?" fragte mit einer Freude, die diesmal wirklich echt war, der Cölestin, Toneles Bruder. Und auch dem alten Tobelhofbauern schien die Nachricht nicht unwillkommen zu sein. „Noch kurz vor meiner Abreise habe ich die Zustimmung des Vaters der Braut erhalten," fuhr der Onkel fröhlich fort. „Sie ist die Tochter eines alten Geschäftsfreundes und demnächst eines Mitteilhabers des Geschäftes, eine Engländerin." — „Der Bernhard und eine Engländerin," rief mit unvorhergesehenem Erstaunen Cölestin, „wer einem das vor drei Jahren gesagt hätte." — „Es ist so," sagte Herr Feldmann. Tonele mußte nach diesen Worten die Stube verlassen, sie hätte ihre Tränen nicht mehr länger verbergen können. In ihrem Kämmerlein löste sich ihr Schmerz, der ihr die Brust zu zerprengen drohte, in einer Flut von Tränen auf. Unten in der Stube aber wurde auf das Wohl des Gastes, des Bernhard und seiner Braut angestoßen und Herr Feldmann mußte auch das älteste Kirchwasser probieren, das der Tobelhofbauer im Hause hatte, und das ist dortzulande eine ganz besondere Auszeichnung für einen Gast. Auch der alte Tobelhofbauer war, von dem feurigen Geiste des Getränkes erfaßt, immer mitteilbarer geworden, und schließlich konnte er seine Pläne nicht mehr länger für sich behalten. „Wir könnten auch noch gleich auf das Wohl von zwei anderen Brautpaaren anstoßen," meinte er, vergnügt lachend, „wir haben nämlich nächstens hier eine Doppelhochzeit. Da ist zunächst hier der Cölestin, dem hat's die schwarze Theres vom Wildhof angetan, und ihr Bruder, der Schorsch, kriegt 's Tonele. Ich will doch einmal sehen, ob meine alten Beine noch ein Tänzelein aushalten, ich glaube wahrhaft, es geht noch," und halb taumelnd, halb tanzend drehte sich der Alte in der Stube herum. Wohlgemut und guter Dinge kehrte auch Herr Feldmann in sein Gasthaus zurück. Volle vier Wochen hielt er es dort aus, zu seinem eigenen Erstaunen, und als er endlich die alte Heimat wieder verließ, versprach er, jetzt alle Jahre einmal kommen zu wollen; aber er sollte den heimatischen Kirchturn



nur der Amboß war.“ So schmerzlich es für ihn war, sich auf dem eigentlichsten Gebiete seines Ehrgeizes von einem Jüngeren geschlagen zu sehen, so bildeten doch Bernhards neue Arbeiten und Ideen die letzten Lichtpunkte seines Lebens. Mit der Ergebung eines Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hat, und der wehmütigen Freude des Kämpfers, der vom Schauplatz abgetreten ist und sich in den Zuschauerraum begeben hat, ließ er sich jetzt von Bernhard dessen neue Pläne auseinandersetzen, so z. B. das Projekt einer neuen Dampfturbine oder einer elektrischen Lokomotive, auf welche dieser große Hoffnungen setzte, und aus dem reichen Schatz der Erfahrungen des Alten kam dem Jungen noch gar manches zu gute. Einmal sagte er zu Bernhard: „Ueber eines wenigstens bin ich beruhigt: ich weiß jetzt doch, daß ich einen Nachfolger habe, der wert ist, das Werk meines Lebens fortzusetzen, und daß er meinen eigenen Namen trägt, freut mich nicht weniger. Ich glaube, ich kann mich jetzt zur Ruhe niederlegen.“ Voll Mitleid mit dem geistig und seit einiger Zeit auch körperlich Leidenden, sagte Bernhard, den Sinn dieser Worte absichtlich missverstehend: „Die Ruhe dürftest du dir wohl gönnen; wenn einer sie verdient hat, so bist du es, Onkel. Wie wäre es denn, wenn du dir oben auf dem Wald ein recht behagliches Heim bauen wolltest. Die heimatische Luft ist dir doch im letzten Sommer vorzüglich bekommen.“ Auf diese Idee kam der Onkel selbst zurück, nachdem er sich, einer zunehmenden Nervenschwäche wegen einige Tage später hatte niederlegen müssen. In der Fieberhitze rief er einmal Bernhard zu: „Es bleibt nur bei. Laß nur die Pläne zu dem Sommerhause gleich machen. Es soll oben auf den Tannenbuck kommen, da, wo ich einmal eine Nacht lang mit dem alten Schäfer kampiert habe; ach, das war schön!“ Und eine Weile darnach rief er wieder: „Warum zeigst du mir denn die Pläne nicht? Sind sie immer noch nicht fertig? Das dauert ja eine Ewigkeit.“ Einen Tag später hatte er ausgelitten. Seine letzten Augenblicke waren still und friedlich. Ein liebliches Phantasiebild schien seinen Geist zu umgaukeln. Er streckte die Hand aus, als wenn er jemand eine weite Rundschau zeigen wollte. Dann schlief er ruhig ein, um nicht wieder zu erwachen. Bernhard war in seinem Testamente zum Besitzer der Werke ernannt worden, das zugleich großartige Schenkungen zugunsten der Arbeiterchaft aufwies. Auch der Heimatgemeinde hatte der Testator gedacht, ein Altersasyl sollte dort mit namhaften Mitteln errichtet werden und seinen Namen tragen. In aufrichtigem, tiefem Schmerz hatte Bernhard den Onkel zu seiner letzten Ruhestätte begleitet. Jetzt lastete viel auf ihm, viel Sorge und Arbeit, aber den Schmerz seiner tiefsten Herzenswunde vermochte doch nichts zu übertäuben. Immer und immer wieder tauchte Toneles Bild vor ihm auf, die jetzt seit einem Jahre die Frau eines andern, eines ungeliebten Mannes war. Noch vor einer kurzen Weile hatte ein Angestellter der Fabrik gefragt: „Herr

Feldmann, die neue Elektromotive hat noch keinen Namen. Wie soll sie getauft werden?“ worauf Bernhard, den Blick wie traumverloren in die Ferne richtend, auf einen Zettel geschrieben hatte: „Tony“, — den Namen seiner Jugendgeliebten in englischer Sprache. Heute hatte er sich, soeben vom Leichenbegängnisse des Onkels kommend und erschöpft von all den Leiden und Anstrengungen der letzten Zeit, in einen Sessel geworfen, um einen Augenblick zu ruhen, als der Direktor der Werke ins Zimmer trat und sagte: „Auf heute war die Probefahrt der neuen Maschine angefangen, ich konnte sie leider nicht mehr abfahren, die Herren aus England wollen morgen schon wieder abreisen. Sie, Herr Feldmann, werden doch wohl an der Probefahrt teilnehmen müssen.“ Da kam eine schmerzliche Wut über Bernhard, wie



„Sagen Sie den Herren, sie sollen auf der Maschine zum Teufel fahren.“

er sie noch nicht gekannt hatte. „Sagen Sie den Herren, sie sollen auf der Maschine zum Teufel fahren,“ rief er mit funkelndem Blick, „ich will heute nichts mehr sehen noch hören von all dem Plunder.“ Betreten und kopfschüttelnd zog sich der Direktor zurück. Ueber Bernhard war wieder ein namenloses Weh gekommen. „Bin ich denn mein eigener Sklave?“ rief er aus, als er wieder allein war, „soll ich mir meine Ketten selber schmieden? Nein und noch einmal nein! Hier, in meinem Innern wenigstens will ich mir ein Ruheplätzchen bewahren, wohin ich mich nach des Tages Arbeit zurückziehen kann. Die Lehre, welche des Onkels Leben mir geben kann, soll nicht an mir verloren sein, nicht der Sklave, sondern der Herr meiner Handlungen will ich sein und bleiben!“ Sein Blick war dabei auf ein Blatt gefallen, das bei seiner

heftigen Bewegung vom Tische gegliitten war. Es war eine Zeitung, die wohl schon eine oder zwei Wochen alt sein mochte, aber noch niemand hatte sie gelesen, denn dazu hatte hier selten jemand Zeit und Muße. Mechanisch öffnete er das Blatt und stierte wie geistesabwesend hinein, waren doch seine Gedanken so ganz auf andere Dinge gerichtet, als alles was in der Welt vor sich gehen mochte. Aber bald wurde sein Auge gefesselt. Er las, und las ihn wieder, den kurzen Artikel, und konnte sich erst überzeugen, daß seine überreizten Sinne ihm keine Täuschung vorge spiegelt hatten, als er sich denselben selbst laut vorgelesen hatte. Er lautete: „Waldstetten, 5. Mai. Ein bedauerliches Vorkommnis hält hier die Gemüter in Aufregung. Bei einem Kaufhandel wurde hier am letzten Sonntag in einem Wirtshaus der erst dreißigjährige Georg Kirchberger, der Besitzer des Wildhofes, durch einen Messerstich tödlich verletzt. Der Verstorbene hinterläßt eine Witwe und ein erst sechs Wochen altes Kind.“

Immer und immer wieder mußte Bernhard die wenigen Zeilen lesen. Dann ließ er tief erschüttert das Blatt fallen. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er mußte Tonele sehen, ihr beistehen in der hilflosen Lage, in der sie, seiner Meinung nach sich jetzt befinden mußte, ein Freund und Beistand wollte er ihr sein, oder — er vermochte es nicht auszu denken: wäre es möglich, daß sie jetzt doch noch einmal das werden könnte, was er früher so lange heiß ersehnt hatte, sein Weib? Eine neue Erschütterung durchlief seinen Körper. Ja, sie wird es werden können und werden müssen, wenn er ihr gesagt haben würde, daß er ja all die Jahre hindurch nichts anderes ersehnt und erstrebt hatte, daß er in seinem Innern derselbe Mensch geblieben war, der ihr in jener trüben Oktobernacht die Hand zum Abschied gedrückt hatte, und dessen Sinn keine Macht der Welt zu ändern vermöge. Und nachdem er kurz seine Verfügungen getroffen hatte, die er für den Fall seiner kürzeren oder längeren Abwesenheit für nötig erachtete, reiste er den heimatischen Bergen zu.

#### 6. Wieder daheim!

Viel zu langsam für sein stürmisches Verlangen kam ihm die doch verhältnismäßig so kurze Reise vor. Mit wehmütigem Blick fuhr er jetzt an der Stelle vorbei, wo er vor Jahren als armer Bahnwärter, die Angst des Todes im Herzen, den gefährdeten Eisenbahnzug zum Stehen gebracht hatte. Und kurz nachher stand er auf der Schwelle des Wildhofes, wo ihm eine junge, schwarzgekleidete Frau entgegentrat, mit tiefem Kummer in den Mienen, ein schwächlich aussehendes Kind auf den Armen tragend. Verwundert blickte sie erst den fremden Mann an, aber ein Blick in seine Augen sagten ihr gleich, wer es war, und mit dem Aufschrei: „Bernhard“ drohte sie niederzustürzen. Von innigem Mitleid ergriffen, umfaßte Bernhard sie mit starkem Arm, während er ihr mit der andern Hand das Kind abnahm, das er einem herbeigeilten Mädchen

übergab. Dann geleitete er das ihm willenlos folgende und gänzlich verstummte junge Weib in die Stube. Lange saßen sie sich dort wortlos gegenüber. Bernhard fand zuerst das Wort: „Tonele,“



Von innigem Mitleid ergriffen, umfaßte Bernhard sie mit starkem Arm.

sagte er, „ich bin's, der Bernhard. Ich bin gekommen, dir beizustehen in deinem Leid.“ Da brach die junge Frau in Tränen aus, und als sie endlich die Sprache wieder gefunden hatte, sagte sie leise: „Es ist schön, daß du mich nicht ganz vergessen hast.“ — „Wie du es doch damals in deinem Abschiedsbriefe gewünscht hast,“ ergänzte Bernhard. Tonele brach von neuem in Tränen aus, die Erinnerung an all das Schwere, was sie damals erduldet, war wieder über sie gekommen. „Ebensogut könntest du verlangen, das Wasser soll den Berg hinauflaufen, als von mir, daß ich dich vergessen soll,“ sagte ergriffen Bernhard. Ein schwaches Lächeln erhellte Toneles Züge. „Und wie geht es dir?“ fragte sie nach einer Weile, „bist glücklich geworden mit deinem Weibe? Ich möcht's dir gönnen. Und hast sie doch auch lieb? O, an mir hat sich's schwer gerächt, daß ich ohne Liebe geheiratet habe.“ — Mit bedeutungsvollem Blick sagte Bernhard: „Trotzen tut nie gut und Ueberreilen auch nicht.“ Und lächelnd setzte er hinzu: „Ja, da schau mich an, ich weiß immer noch nicht: soll ich oder soll ich nicht?“ — „Ja, was denn?“ fragte Tonele verwundert. „Na, heiraten natürlich.“ Eine tiefe Röte überflog Toneles Gesicht, der bald eine Leichenblässe folgte. „Ja — bist du — denn wirklich — noch — nicht verheiratet?“ „Nein,“ sagte Bernhard,

„aber jetzt, glaub' ich, werd' ich mich doch bald dazu entschließen. Jetzt glaub' ich, hab' ich das Weib gefunden, das zu mir gehört,“ und mit bebender Stimme fuhr er fort: „Tonele, würdest du jetzt noch einmal nein sagen, wenn ich dich fragte: „Willst du mein Weib werden?“ Tonele konnte nicht antworten. Stumm weinend sank sie an Bernhards Brust, selig und zärtlich die Jugendgeliebte anblickend, hielt dieser sie umschlungen. So saßen sie lange da, eines in den Blick des andern versunken. Endlich sagte Bernhard: „Heut in einem Jahr hol' ich dich ab. Ist's dir recht?“ Stumm nickte Tonele. „Oder soll ich heraufkommen und oben bleiben und Wildhofbauer werden?“ fragte er lächelnd. Da mußte Tonele fast lachen und sagte: „Siehst gerade so aus.“ — „Dann machen wir die Sache so: im Winter sind wir unten in der Stadt, aber sobald das erste Grün aus dem Boden kommt, packen wir zusammen und gehen hier herauf. Bist du's zufrieden?“ Daß Tonele nicht nein sagte, brauchten wir wohl nicht zu versichern. Die Anwesenheit des fremden Gastes wurde von dem Gesinde wenig beachtet. Die Leute waren es gewöhnt, daß häufig im Sommer Touristen im Wildhofe eine kurze Rast machten, und zu ihrer Bewunderung eine Schüssel voll Sauermilch verlangten, da sie doch gewiß das Geld dazu hatten, sich unten im „Bären“ Braten oder Forellen geben zu lassen.

Unsere Geschichte ist zu Ende. Nach Jahresfrist waren Bernhard und Tonele ein glückliches Paar geworden. Auf dem Tannenbuck, da wo sein Onkel so gerne ausgeruht hätte von den Mühen seines Lebens, hat Bernhard jetzt ein schmuckes Sommerhäuslein erstellen lassen, und drinnen waltet, schon von einer stattlichen Kinderschar umgeben, an der Seite des sie vergötternden Bernhard: das Tonele vom Tobelhof.

### Eine Nacht im Löwentäfig.

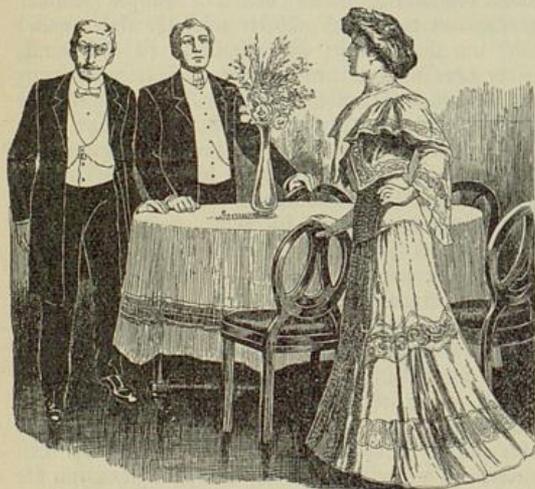
„Eine Nacht im Löwentäfig? Die haben Sie wirklich da drinnen zugebracht?“ „Gewiß,“ erwiderte mir John Barclay, ein reicher Amerikaner, mein Geschäftsfreund aus Boston, welchen ich in Hamburg persönlich kennen lerne. „Gewiß, schauen Sie mich nur nicht so zweifelnd an, eine Nacht im Löwentäfig, von Abends zehn bis früh fünf Uhr mit einem Löwen drin, und diese Nacht hat das Glück meines Lebens begründet.“ „Um Gottes willen,“ rief ich, „wie ist das möglich, was in aller Welt hat Sie dahinein geführt?“ „Ja, das ist eine eigentümliche Geschichte, welche ich Ihnen gelegentlich schon einmal erzählen werde,“ erwiderte er. „Nein, nein,“ warf ich ein, „gleich, jetzt gleich, wir haben ja Zeit; Kellner, eine Flasche Wein!“ Kommen Sie, Herr Barclay, wir trinken zusammen, der Wein ist gut, legen Sie los und erzählen Sie!“ „Meinetwegen,“ sagte er; „so hören Sie:

Ich hatte nach dem Tod meines Vaters, begann er, sein Geschäft übernommen und führte dasselbe

trotz meiner Jugend — ich zählte erst 23 Jahre — mit bestem Erfolg weiter. Es ging mir daher gut; ich hatte ein schönes Haus, welches ich mit meiner Mutter bewohnte, hielt mir Wagen und Pferde und erfreute mich zahlreicher Freunde. Trotz alledem — mir fehlte etwas. Bei längerem Nachdenken ergründete ich auch, was das war, mir fehlte eine Frau. Wie natürlich! steht doch in der Bibel: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. So ging ich denn, übrigens ganz dem Wunsch meiner guten Mutter entsprechend, auf die Frauensuche. Es dauerte nicht lange, so hatte ich gefunden. Miß Isabel Barlington hatte mir es angetan. Sie stammte aus bester Familie und war schön, reich und gebildet, nun ja, was man so Bildung nennt. Sie hatte in einem der vornehmsten Pensionate eine gleiche Erziehung genossen und war in all den schönen Künsten wohl bewandert, welche von den jungen Damen gepflegt werden. Ich näherte mich ihr und bewarbt mich um ihre Gunst; die gewährte sie mir auch, leider aber nicht mir allein. James Stounton, einer meiner besten Freunde, war mein Nebenbuhler, und ich kann nicht gerade sagen, daß sie mich ihm vorgezogen hätte. Ich schwankte lange, was ich tun sollte. Eines Abends entschloß ich mich kurzerhand. Ich nahm ihn in unserem Klubhaus beiseite. „Guter Freund,“ sagte ich ihm, „morgen bewerbe ich mich um Isabel.“ „Gut,“ erwiderte er, „ich auch; gehen wir zusammen, — wer das Glück hat, führt die Braut heim. Punkt 12 Uhr sind wir bei Miß Isabel Barlington.“ So geschah es; zur festgesetzten Stunde standen wir vor unserer Angebeteten und brachten unsere Anträge vor. „Herr Gott,“ rief sie, „Sie setzen mich, meine Herren, in tödliche Verlegenheit; ich schätze jeden von Ihnen beiden, wen aber soll ich bevorzugen, ohne den einen oder den andern zu verletzen? Ja, wenn ich wüßte, wenn ich wüßte, wer von Ihnen beiden mich am meisten liebt?“ „D,“ erwiderte Stounton, „ich gehe, Miß Isabel, für Sie durchs Feuer!“ „Und ich,“ rief ich hitzig, „nehme es für Sie mit dem wildesten Löwen auf.“ Miß Isabel betrachtete nachdenklich ihre rosigten Fingerspitzen, dann wandte sie sich wieder uns beiden zu: „Ich habe es, meine Herren! und Sie, Herr Barclay, erfreuen sich des Verdienstes, diese Idee in mir erweckt zu haben. Wissen Sie, ich sah gestern in der wirklich beachtenswerten Menagerie, die eben angekommen ist, einen afrikanischen Löwen, ein prachtvolles Tier. Hab' schon viel Löwen gesehen, aber ein solches Exemplar doch noch nicht. Wer von Ihnen die kommende Nacht von Abends zehn bis früh fünf Uhr mit ihm im Käfig zubringt, dem reiche ich meine Hand. Kein Wort weiter, leben Sie wohl, und teilen Sie mir Ihre Entschliebung noch heute rechtzeitig mit.“ Sie rauschte aus dem Salon hinaus; wir beide saßen bald in meinem Wagen und sahen einander an. Stounton war bald rot, bald blaß. „Das ist ja entsetzlich, das ist ja verrückt!“ schrie er endlich auf, „sie verlangt ja den Tod; sie mag den Teufel nehmen, mich aber nicht!“ „Schön,“ sagte

ich ruhig und hochbefriedigt, „schön, dann werde ich's tun.“ „Was,“ fragte er, „du willst es wagen? Du, du, Edmond Baracley, dem hundert andere zehnmal die Hand reichen, die, wenn nicht schöner, jedenfalls besser sind als Miß Isabel? Freund, du wirst es nicht. Wegen einer Weiberlaune das Leben aufs Spiel setzen, nimmermehr!“ „Ich werde es doch,“ erwiderte ich, „Miß Barlington soll in mir keinen Feigling finden.“

Noch am selbigen Nachmittag hatte ich eine Unterredung mit dem Menageriedirektor, nachdem ich Miß Isabel schriftlich über meinen Entschluß unterrichtet hatte. Es kostete mich viel Überredungskunst, ihn willfährig zu stimmen. „Ja,“ meinte er, „wenn es noch ein gezähmter wäre, aber dieser Afrikaner ist seit kurzem in meinem Besitz und gänzlich ungebändigt; er kennt nur seinen Wärter. Sie können mir eine



„Wissen Sie, ich sah gestern in der wirklich beachtenswerten Menagerie einen afrikanischen Löwen, ein prachtvolles Tier.“

so schwere Verantwortung nicht zumuten.“ „D,“ rief ich, „die sollen Sie keinesfalls haben; wenn Sie mein Unternehmen befördern, bin ich Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet.“ Eine wohlgespißte Börse, welche ich in seine Hand gleiten ließ, tat das übrige: er willigte endlich ein. Ich eilte nach Haus, um mich für das kommende Abenteuer vorzubereiten. Dann ging ich zu meiner Mutter und verabschiedete mich von ihr, zu einem gemüthlichen Zusammensein mit meinen Freunden, so lag ich ihr vor. Arglos, wie immer, reichte sie mir ihre Hand, welche ich wohl wärmer als sonst küßte; jedoch mochte ich mich doch etwas verlegen und ungewöhnlich benommen haben, denn ihre Gesellschafterin Miß Claire Adlung, eine junge Deutsche, sah mich mit recht mißtrauischen Augen an. Ich fühlte, wie mir, dem Scheidenden, ihre Augen folgten.

In meinem Arbeitszimmer fand ich Jamy Stounton. „Entschuldige, lieber Freund,“ bat er, „daß ich dich noch so spät auffuche. Bei Gott im Himmel, es

ließ mir keine Ruhe. Du wirst doch nicht so verrückt, nein, so gottlos sein, deinen Vorjat auszuführen?“ „Ja,“ erwiderte ich, „ich werde so verrückt und, wenn du willst, so gottlos sein; laß mich nur machen. Ich will ihr zeigen, daß ich mich nicht fürchte.“ „Nein,“ unterbrach er mich, „selbst wenn du un gefährdet der Höhle des Löwen entrinnst, das Glück deines Lebens wird dir doch nicht winken. Sage dir selbst, was hast du von einem Weib zu erwarten, das jetzt frevelhaft mit deinem Leben spielt? nicht Glück, nicht Frieden, die Hölle nur.“ „Nun,“ rief ich ungeduldig, „laß das gut sein, ich denke, das ist meine Sache. Es bleibt dabei, Punkt zehn Uhr steige ich in den Löwentäfig und lege mich zur Ruhe nieder.“ Noch einmal suchte er mich zu erschüttern, indem er meine Mutter ins Feld führte; da stuzte ich wohl, aber ich blieb fest. „Nun gut,“ sagte er mürrisch, „so muß ich gehen und dich deinem Schicksal überlassen.“ „Mir recht,“ erwiderte ich, „jetzt aber bleibe noch eine Stunde, denn ich habe mit dir noch manches zu besprechen, was mir am Herzen liegt.“ Ich bestellte einige Flaschen schweren Weines, im Grunde genommen, um meine aufgeregten Sinne zu betäuben, und gab meinem Freunde Anweisung, was er zu tun hatte, falls mein Abenteuer einen unglücklichen Ausgang finden sollte.

Als ich mich aufmachte, hatte der Wein seine volle Wirkung getan; ich war mehr als müde und schläfrig. Der Direktor führte mich an den Käfig, was hatte der Kerl zu lächeln? „Er schläft,“ sagte er, „das ist gut. Ihm gegenüber liegt Ihre Matratze samt Decke; schleichen Sie nicht, sondern gehen Sie, wie Sie's gewohnt sind; er wird so am ersten denken, es sei der Wärter, und dann legen Sie sich in Ihren Kleidern nieder. Nun Gott befohlen, Punkt fünf Uhr bin ich selbst da, um Sie aus Ihrer freiwilligen Haft zu entlassen.“ Damit schied er und überließ mich meinem ungewissen Schicksal. Der Löwe lag in der Tat schlafend an der einen Seitenwand, sein mähenumwalltes Haupt auf die mächtigen Ranken gebeugt. Ich ging, wie vorgeschrieben, auf mein Lager zu und legte mich nieder. Wertwürdig, alle Angst und Bangigkeit, welche mich, offen gestanden, vorher ergriffen hatte, war von mir gewichen, und ich schlief bald ein. Wie lang ich geschlafen haben mochte, weiß ich nicht, als ein tiefes, verdächtiges Knurren mich weckte. Es war rings um mich dunkel und ich mußte mich erst auf meine bedenkliche Situation besinnen. „Wache oder schlafe ich?“ Ja, ich wache; ich berühre die Eisenstäbe des Gitters, hier unter mir die Matratze, über mir die Flaneldecke, ich spüre den durchdringenden Geruch der Bestien, ich höre immerfort das tiefe Knurren. Ich lausche und lausche: das Knurren wird nur dringender und vernehmlicher, bis ich endlich merke, daß der Löwe zu mir spricht: „Hören Sie, mein Herr,“ knurrte er, „Sie schnarchen, als ob Sie einen Baum im Wald umsägten, da kann ja kein Mensch, geschweige denn ein Löwe schlafen!“ „Entschuldigen Sie,“ rief ich hinüber, „ich kann wirklich nichts dafür; ich habe etwas viel Wein ge-

trunken, bevor ich zur Ruhe ging; das wird wohl schuld sein.“ „Nun ja,“ knurrte er wieder, „entschuldigen will ich wohl, aber mit dem Einschlafen ist's eine Weile vorbei. Sagen Sie mir nur mal, Verehrtester, wie sind Sie denn eigentlich zu mir



„Nun ja,“ knurrte er wieder, „entschuldigen will ich wohl, aber mit dem Einschlafen ist's eine Weile vorbei.“

hereingekommen? Ihr Menschenkinder, groß und klein und alt und jung, fürchtet euch sonst vor mir, als ob ich euch alle miteinander massakrieren wollte, und Sie liegen da drüben und schlafen wie ein Rat, als ob ich gar nicht da wäre, als ob ich Ihnen nicht jeden Augenblick den Kopf abbeißen könnte.“ Ich merkte, es ließ sich mit ihm reden, daher antwortete ich: „Das werden Sie nicht tun, dazu sind Sie, wie allgemein bekannt, viel zu edel, viel zu großmütig, namentlich wenn Sie erfahren, warum ich Ihre werthe Nachbarschaft gesucht habe; sie sollen mir bestätigen, daß ich nicht minder mutig bin als ein Löwe zu sein pflegt.“ „Sehen Sie mal an,“ knurrte er, „Sie Schmeichler Sie. So, so, ei, ei, und ich soll Sie wohl am Leben lassen? Schließlich verdiene ich mir eine Rettungsmedaille.“ Lachte er laut, „ein Löwe mit der Rettungsmedaille, dann wäre das Haus ausverkauft.“ Ich mußte mitlachen, erzählte ihm aber die Geschichte mit Isabel und fragte ihn, was er darüber denke. Der Löwe war eine Zeit lang ganz still, dann hub er wieder an: „Weiß Gott, Ihr Menschen seid die miserabelsten und niederträchtigsten Kreaturen auf dem weiten Erdenrund. Sehen Sie, noch im vorigen Jahre kaufte ich frei und ungebunden in meinem Jagdrevier, einem großen, weiten Wüstengebiet in Afrika. Mein Weib hatte mir drei Söhne geschenkt, herrliche Kerle, sag' ich Ihnen; meine Frau pflegte oft zu sagen, die werden mal so wie du. Die machten natürlich

ihre Ansprüche, deshalb besleichtigte ich mich, mehr wie sonst, der Jagd. Eines frühen Morgens trefte ich einen ausgewachsenen starken Widder ganz mitterseelenallein. Das gibt ein gutes Frühstück für meine Jungen, dachte ich. Wie der Blix fuhr ich auf ihn los und schlug ihn nieder. Aber just im selbigen Augenblick höre ich einen mächtigen Krach; wie ich um mich blicke, war eine schwere Tür niedergefallen: und ich ein Gefangener. Ihr verruchten Menschen hattet mir eine Falle gestellt, ich war eingegangen, denn ich konnte gar nichts merken. Ich rüttelte und schüttelte an den Gittern, alles umsonst. Nun kam die hinterlistige, feige Brut in hellen Haufen, Schwarze und Weiße. O, wie sie sich freuten, als sie mich sahen, wie sie mich beschimpften, wie sie schriegen: Räuber, Dieb, Mörder! Wie sie lachten: der soll uns was einbringen; als ob ihr Menschen nicht selber die blutdürstigsten Räuber und Mörder wäret, unschuldige, wehrlose Tiere laßt ihr grausam verbluten, und ihr wundert euch, wenn wir euch hassen? Ich wurde in meiner Falle fortgeschafft in ein großes, hölzernes Haus, welches auf dem Wasser schwamm, und nun bin ich hier. Sie wissen doch: Wüstenkönig ist der Löwe, will er sein Gebiet durchfliegen, wandelt er zu der Lagune, um im hohen Schilf zu liegen. Und was bin ich nun? Ein Schaustück für alte Narren und dumme Jungen, wie Sie einer sind. Mein armes Weib, meine herzigen Kinder! ich seh' sie nie, niemals wieder,“ — sein Knurren ging in ein Schluchzen über, — „und ich muß mein Leben in diesem elenden Käfig vertrauern, bis mich der barmherzige Tod erlöst. Ihr seid meine Mörder, ihr die Unterdrücker meiner Freiheit, ihr die Zerstörer schönen Lebensglückes und ich, murrte er heftig, soll an euch edelmütiger handeln, als ihr untereinander tut?“ Mir wurde angst und bang, er war zornig. Indes fuhr er fort: „So schlecht hab' ich euch Menschenkinder aber doch nicht taxiert, wie diese Isabel ist. Wissen Sie, an Ihnen, Verehrtester, werde ich mich rächen für alle Unbill, welche mir angetan worden ist; ich lasse Sie leben, dann macht Ihnen Ihre schöne Miß das Leben zur Hölle.“ Ich wollte ihm schon danken, er ließ mich aber gar nicht reden. „Sie sollen aber, lieber Schlafgenosse, nicht vergeblich an meine Großmut appelliert haben. Ich gebe Ihnen einen guten Rat; heiraten Sie meinewegen des Teufels Großmutter, aber das verruchte Frauenzimmer lassen Sie laufen. Das ist mein letztes Wort; nun lassen Sie uns schlafen, aber schnarchen Sie nicht wieder, wie einer, der im Urwald Bäume entzweifägt.“ So schliefen wir denn aufs neue miteinander ein.

Ein fester Entschluß befördert das Vollbringen; ich hatte mir vorgenommen, Punkt fünf Uhr zu erwachen, und das traf ein. Der Direktor stand draußen und winkte mir, eiligst den Käfig zu verlassen. Er schüttelte mir die Hände mit ersichtlicher Freude, daß das Abenteuer so gut abgelaufen war, und gratulierte mir lächelnd zu dem erzielten Erfolg. „Miß Darling-ton,“ meinte er, „wird sich freuen.“ „Das wird sie

schwerlich," brummte ich. Nachdenklich, die Hände in den Taschen des Paletot, schritt ich durch die Straßen meiner Behausung zu. Was mir da der Löwe vorgeschmaßt hatte, war, das wußte ich ganz genau, kein Traum, aber auch keine Wirklichkeit, vielmehr die Frucht meiner sonderbaren Situation, eine Gaukelei meiner durch die Aufregung und den schweren Wein überhitzten Phantasie. Ich hatte von jeher ein mitleidiges Empfinden für die Tiere, welche nur der Schaulust wegen ihr Leben in den engen Schranken ihrer Käfige zubringen; und Miß Isabel, nun ja, ich werde ihr das Nötige schon sagen. Nachdem ich zu Hause noch etwas geschlafen hatte, machte ich sorgfältig Toilette, frühstückte und Punkt zwölf Uhr ließ ich mich alsdann bei Miß Isabel anmelden.

Sie trat mir entgegen schon im Flur, schöner als je. O wie schrecklich, daß dieses herrliche Weib kein Herz hat. Sie konnte schalkhaft lächeln, als ob sie einen lahmen Hammel in den Löwentäfig geschickt hätte, nicht mich, den hoffnungsvollen Sir Edmond. Aber warte, falsches Weib, auch in Amerika kennt man Schiller und sein unsterbliches Gedicht vom Ritter, der seiner grausamen Dame den Handschuh ins Gesicht warf. Wir traten ins Zimmer. „Ah, Sir Edmond," rief sie strahlend, „Sie leben? Gott sei gedankt." Und sie streckte mir ihre schneeweiße Hand entgegen.

„Ja, Gott sei gedankt, nicht daß ich lebe, denn das ist mir jetzt keine Freude mehr.“

„Keine Freude mehr? Sie haben doch mein Wort?“

„Miß Isabel, verzeihen Sie! Aber Ihr Wort war ein verruchtes Wort. Sie spielten mit einem Menschenleben. Ich komme nicht um Ihre Hand zu erbitten, sondern um Ihnen zu sagen, daß ich Sie verabscheue.“

Sie lächelte.

„Und wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Sie liebe, daß ich nur Sie liebe und stets geliebt habe, und daß ich jetzt Ihr Weib sein will?“

„Miß Isabel, lächeln Sie nicht. Vor dem Löwen habe ich nicht gezittert, keinen Augenblick. Aber ich zittere vor der Tatsache, daß ein Mädchen kalten Blutes und zum Spaß den einer Bestie zu opfern bereit ist, den sie zu lieben geliebt.“

„Sir Edmond, Sie sind hart.“ Sie trat mir näher. „Doch Sie haben Grund zum Zorn. Ich habe die Sache zu weit getrieben. Aber ich wollte keinen Feigling zum Gemahl. Ich wollte wissen, daß der, den ich liebe, ein Mann ist. Verzeihen Sie mir.“

Ihre Augen sprühten. Sie war so schön, fast hätte ich doch noch eingelenkt und wäre ihr zu Füßen gefallen. Aber sie behandelte diese furchtbare Sache doch wieder mit so offener Verachtung des Ernstes, daß ich mich überwand.

„Ich verzeihe Ihnen, das bin ich meiner einstigen Liebe schuldig. Und ich verachte Sie. Das schulde ich meinem Verstand. Leben Sie wohl.“

Ich wollte gehen, aber sie vertrat mir den Weg.

„Nicht also, Sir Edmond. Ich lasse Sie nicht

mehr los. Gut. Sie haben ja recht. Ich trieb ein verwegenes Spiel. Aber ich will es wieder gut machen. Mein Übermut reut mich. Der Gedanke macht mich nachträglich rasend, daß Ihnen hätte ein Unglück zustoßen können. Also wie ich dir, so du mir. Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen vorschläge, ich wollte meine unbegreifliche Verwegenheit dadurch wett machen, daß ich nun auch selbst in den Löwentäfig ginge?“

„Das werden Sie nicht. Ich werde es verhindern.“

„Verhindern? Punkt ein Uhr bin ich im Käfig. Kommen Sie dazu oder kommen Sie nicht.“

Da schlage der Donner drein. Punkt ein Uhr stand ich doch in der Menagerie vor dem Käfig, ich kannte ihn noch ganz gut, in welchem ich die ungemütliche Nacht zugebracht hatte. Er war durch einen Teppich verhängt. Miß Isabel erschien mit dem Direktor. Der impertinente Mensch lächelte wieder.

„Herr Direktor," rief ich, „Sie werden das nicht gestatten.“

„Mein Herr, die Menagerie ist mein Eigentum. Ich kann hier tun und erlauben, was ich will.“



Miß Isabel sprang auf das fürchterliche Tier los, faßte es an der Mahne und zertrte den Kopf in die Höhe.

„Öffnen Sie," befahl Isabel. „Und Sie, Sir Edmond, können mich begleiten oder können draußen bleiben. Ihr Mut scheint allerdings erschöpft zu sein.“

„Direktor, ein geladenes Gewehr," rief ich. Es war gleich zur Stelle. Isabel stand schon vor einer Seitentür zum Käfig; sie lächelte. O dieses Weib! Wenn sie ein Herz hätte, wie glücklich wäre der, es zu besitzen.

Der Direktor schloß die Türe auf. Isabel trat ein, ohne zu zittern. Ich folgte ihr, das gespannte Gewehr in der Hand. Im Käfig herrschte Halbdunkel wegen des Vorhangs. Der Direktor flüsterte, der Löwe schlafe noch.

Isabel ging langsam auf den Löwen zu und betrachtete das mächtige Tier, das ruhig dalag, unbeirrt durch das Knurren der Nachbarn im Nebengelaß. Mir stieg doch das Blut in den Kopf. Plötzlich aber erstarrte es in meinen Adern. Miß Isabel sprang vollends auf das fürchterliche Tier los, faßte es an der Mähne und zerrte den Kopf in die Höhe. Mein Gott! Ich riß das Gewehr an die Backe und drückte ab. Das Gewehr ging nicht los. Der Direktor, der Schuft, hatte es zu laden vergessen. Noch einen Augenblick, und wir waren beide des Todes.

Aber der Löwe regte sich nicht. Dagegen wandte sich Isabel nach mir um und stieß ein schallendes Gelächter aus. Ehe ich mich dessen versah, lag sie an meinem Halse.

„Edmond, Geliebter, der Löwe ist ja tot. Er ist ausgestopft. Ich wollte Euch nur auf die Probe stellen. Du hast gewonnen, mein süßer Edmond, aber das wußte ich im voraus.“

Na, damit war die Geschichte zu Ende und Isabel mein. Ich habe seitdem noch mit tausend Freuden gemerkt, daß sie wohl ein Herz hat, zwar übermütig, aber doch so weich und voll Liebe, wie nur ein Frauenherz sein kann. Und wenn sie auch ab und zu etwas tolle Streiche macht, so kommen sie doch alle aus gutem Gemüt und tun mir unendlich wohl.

### Eulenspiegel und der Wirt.

Eines Tages kehrte Eulenspiegel in einem Städtlein ein, in der Wirtschaft zur Linde, und hatte doch keinen Baken in der Tasche zum Zehren. Doch war er gutes Mutes, denn er hoffte, sich durch seine lustigen Späße bei den Gästen und dem Wirt schon ein Essen und Trinken zu verdienen. Unglücklicherweise aber waren keine Gäste da und der Wirt über die Masen geizig. Eulenspiegel jedoch wußte das nicht, denn er war ganz fremd in dem Städtlein.

Der Wirt musterte den eintretenden windigen Gast in der seltsamen Kleidung mit sauren Blicken.

„Was beliebt Euch, Herr?“

„Bringt mir von Eurem stärksten Getränke, Herr Wirt.“

Der Herbergsvater besann sich einen Augenblick.

„Könnt Ihr's aber auch bezahlen?“

„Könnte ich das nicht, so würde ich's nicht bestellen. Ich bin ehrlicher Leute Kind.“

So stieg der Wirt langsam in den Keller und brachte dem Gesellen guten Rheinwein. Eulenspiegel roch und schleckte daran und sagte: „Herr Wirt, nehmt's nicht für ungut, aber Ihr habt noch stärkeres Getränk im Haus. Ich weiß das ganz sicher, denn ich hab's schon rühmen hören.“

Das gefiel dem Wirt nicht übel, daß man an andern Orten sein Getränk rühme. Er brachte also vom allerstärksten Wein, den er hatte. Das ganze Gemach roch darnach, als er das Glas hinstellte. Aber auch dieses Getränk gefiel dem Fremden noch nicht.

„Ihr habt noch stärkeren, Herr Wirt, aber Ihr wollt ihn nicht zeigen. Das da ist nur ein schwach Gefüß.“

Das ärgerte den Wirt und er ging hinaus und holte ein Glas klares Wasser und stumpfte es dem Gast vor die Nase.

„Da hast du vom Allerstärksten.“

„Das dank' Euch Gott, Herr Wirt,“ rief Eulenspiegel freudig aus. „Das ist der rechte Trank. Stärker gibt's nichts in der Welt. Wißt Ihr auch warum?“

„Nein,“ sagte der Wirt und machte ein hochmütiges Gesicht.

„Weil das Wasser die größten Mühlen treibt und die schwersten Schiffe trägt, deshalb ist es der stärkste Trank. Oder habt Ihr schon gehört, daß der Wein die Mühlräder dreht und Schiffe führt?“

An andern Orten hätte Eulenspiegel von dem Wirt für diesen Spaß mindestens die zwei Glas Wein geschenkt bekommen, die schon auf dem Tische standen, und vielleicht noch Essen obendrein. Denn in alten Zeiten, ehe die Fliegenden Blätter oder der Hinkende erfunden waren, hörte man selten einen neuen Spaß und war dafür so dankbar, daß Eulenspiegel davon immer zu leben wußte. Aber der Wirt hatte sich derart in seinen Geiz verpfunden, daß er den Wein vom Tische nahm, in den großen Humpen schüttete und dem Gast das Wasser ließ.

Nach einer Weile fing Eulenspiegel wieder an:

„Herr Wirt, ich habe mich anders besonnen, das Wasser ist zwar ein starker Trank, aber auch ein gefährlicher, eben deswegen. Wißt ihr, warum? Alle Menschen, die auch nur ein einzigmal in ihrem Leben Wasser getrunken haben, müssen sterben, früher oder hernach. Dagegen hat man noch nicht gehört, daß einer gestorben ist, der in seinem Leben von Geburt an nur Wein und nie einen Tropfen Wasser getrunken hat.“

Aber auch jetzt lachte der geizige Wirt nicht. Sondern da er merkte, daß an dem Gast nicht viel zu verdienen sein mochte, als Afferei, so nahm er ihn am Kragen und warf ihn zur Tür hinaus.

Eulenspiegel dachte: Wart, ich komm' wieder, und das sollst du mir büßen.

Als er eine Stunde vom Städtlein entfernt war, sah er am Rande des Wegs kurz vor einem Dorfe eine Reihe von alten Männern sitzen, die waren alle blind.

„Lieber Altvater,“ redete er den Vordersten an,

„von wannen kommt ihr? Und was macht ihr hier?“

„Lieber Junker,“ antwortete der zweite, denn der erste war zu seiner Blindheit auch noch taub, „wir sind arme blinde Greise aus der Gegend. Nun war in diesem Dorfe Kirchweih und wir sind dort betteln gegangen. Aber wir haben kaum unsere Zehrung verdient, denn es ist kein Glauben und Barmherzigkeit mehr in der Welt, und wenn die Bauern einem könnten das Fell abziehen und an einem Lattenhag trocknen, und sich Hosens davon machen, sie täten's.“

„Lieber Herren, so bin ich nicht. Und damit ihr es sehet, will ich euch hier zwölf Gulden geben, wenn ihr mir schwört, sie im Städtlein bei dem Lindenwirt zu verzehren und zu sagen, ein Junter, der zu Pferde kam, habe sie euch gegeben. Denn mein Pferd ist schon vorausgeführt worden.“



Er nahm ihn am Kragen und warf ihn zur Thür hinaus.

Da wurden die blinden Greise froh. Sie dankten sich alle mit vielen Verbeugungen bei dem gnädigen Herrn Junter, nahmen ihre Stecken zu Händen und tasteten sich auf die Straße, dem Städtlein zu. Dort kehrten sie bei dem Lindenwirt fröhlich ein, erzählten ihr großes Glück und ließen sich's acht Tage wohl sein. Solange reichten damals zwölf Gulden für zwölf Mann. Denn jeder meinte vom andern, dieser habe das Geld. Aber der Leser wird schon erraten haben, daß es keiner besaß.

Als acht Tage um waren, dünkte es dem Wirt, nun sei für zwölf Gulden den armen Teufeln genug getan. Also verlangte er das Geld.

Die Greise riefen sich gegenseitig zu, jeder dem andern, das Geld herauszutun und den Wirt zu bezahlen. Aber da offenbarte es sich, daß keiner einen Heller besaß. Der geizige Wirt fluchte und tobte, nannte die Greise Spitzbuben und Betrüger, jagte sie aus der Stube und sperrte sie in einen kalten leeren Stall. Dort ließ er ihnen zum Hohn Heu und Stroh als Nahrung vorwerfen.

Als Eulenspiegel dachte, die Zeche der Greise könne zu Ende sein, kehrte er in das Städtlein zurück, aber als frommer Pilger verkleidet, den Bart hatte er sich scheren lassen und eine falsche Stimme angenommen. Darin war er so sehr Meister, daß ihn niemand wieder zu erkennen vermochte.

Kaum war er in der Stube abgesehen, so schnaubte ihm der zornige Wirt die Geschichte von den zwölf Spitzbuben vor.

„Lieber Herr,“ sagte Eulenspiegel mit frommer Stimme und verdrehten Augen, „Ihr sehet, wie die Welt heute voll Lug und Trug ist. Aber gottlob, es gibt auch noch gerechte Menschen, zum Exempel der Priester hier im Städtchen. Den kenn' ich wohl. Er ist ein frommer und gelehrter Mann. Der wird Euch für die zwölf Gulden Bürge sein, daß Ihr die alten Männer entlassen könnt. Ich will gleich zu ihm gehen. Rüstet nur unterdes das Mittagessen.“

Der Wirt ward sehr froh und wünschte dem Pilger für tausend Gulden Heil und Gesundheit.

Sogleich aber ging Eulenspiegel stracks zu dem frommen Priester und sprach: „Lieber Herr, den Wirt in der Linde, meinen guten Freund, hat ein groß Unglück betroffen. Es ist nämlich ein böser Geist in ihn gefahren. Wollt Ihr Gottes Lohn und ein schönes Geschenk an ihm verdienen, so treibet den Geist wieder aus, wie Ihr denn berühmt seid bis nach Bremen, daß Euch alle Teufel weichen müssen, wenn Ihr nur das Buch aufschlagt.“

Der Priester strich sich am Kinn herunter und sagte: „Ja, Gott'sammer, der Lindenwirt; nun hat er, was er verdient. Aber ich will mich seiner erbarmen und ihm den Teufel austreiben mit dem großen Exorzismus, nur braucht es zweien oder drei Tage, denn ich muß viel fasten und beten, wie unser Herr befohlen hat.“

Eulenspiegel bedankte sich vielmals und ging wieder in die Herberge zurück.

„Lieber Herr Wirt, es ist so, wie ich gesagt habe, der fromme Priester verbürgt sich für die zwölf Gulden. Und damit Ihr einen unverdächtigen Zeugen dafür habet, so saget Eurer Frau, sie solle mit mir zum Priester gehn und selbst hören, was er spricht.“

Also ging die Frau mit dem Pilgrim zum Priester. Als dieser die beiden sah, sprach er: „Ja, das ist keine kleine Sache. Ich habe es mir wohl bedacht, aber ich will's mit Gott wagen und Euch den Dienst tun, aber erst in zweien bis drei Tagen. Lebet bis dahin wohl. Ich muß jetzt fasten und beten.“

Die Frau kam hocherfreut wieder zum Manne zurück, und sie bewirteten den Pilgrim aufs herrlichste und zwar nicht nur umsonst, sondern der Wirt schenkte dem Pilgrim auch noch einen Gulden.

Eulenspiegel aber machte, daß er aus dem Städtlein und über die Grenze kam.

Die Greise wurden darnach in Frieden entlassen. Aber nach drei Tagen, als der Priester nichts von sich sehen und hören ließ, geriet der Wirt in Ungeduld und Zorn. Er schickte seinen Knecht zum Pfarrherrn und ließ ihn mahnen, zu tun, was er versprochen.

Der fromme Priester strich sich wieder das Kinn hinab und sagte: „Ja, wie ich höre, hat es der Wirt nicht mehr so notwendig. Er ist wieder in guten Umständen, also habe ich mich anders besonnen und will's bleiben lassen.“

Als der Wirt das vernahm, warf er dem Knecht einen Blechhumpen an den Kopf, riß seinen Spieß

von der Wand und rannte davon, dem Priesterhofs nach. Indem er nun schreiend und fluchend auf das Haus zukam, stand der fromme Herr gerade am offenen Fenster und schaute auf die Gasse.

„Großer Gott,“ schrie er und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, „der Wirt ist dennoch wieder unsinnig geworden. Er will mich töten. Ihr lieben Nachbarn, Feuerjo, Mordjo, Burgerjo! Helft mir doch von dem unsinnigen Menschen. Feuerjo, Burgerjo!“

Alle Leute erschrafen und liefen auf die Straße. Der Wirt aber stach mit dem Spieß in die Haustüre, daß es krachte und die Späne flogen.

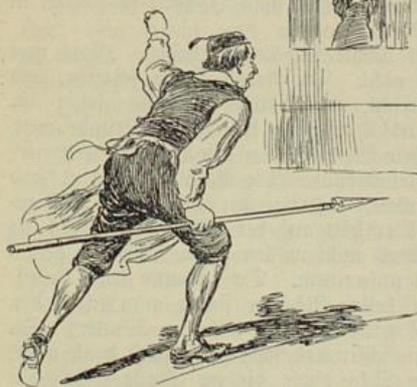
„Er hat mich um zwölf Gulden betrogen, er muß sterben. Beim heiligen Cyriak, er muß sterben.“

„Laß ab, Lindenwirt,“ schrien die Nachbarn, „oder wir schlagen dir die Knochen entzwei. Willst du die Türe verwüsten? Sie hat dem Magistrat drei Gulden gekostet.“

Aber der Wirt drehte nun den Spieß gegen die Bürger: „Hätte er sich nicht für die zwölf Gulden verbürgt, so hätte ich die zwölf Halunken in Stücke gehackt und den Säuen zu fressen gegeben. Um zwölf Gulden hat er mich behergt. Wollt ihr? Ihr Sackermenter?“

Und der Wirt stach gegen die Bürger.

Diese liefen davon,



einige auf das Rathaus, um die Scharwächter zu holen, einer nach der

Er hat mich um zwölf Gulden betrogen, er muß sterben! Kirche, die Bürgerglocke zu läuten.

Denn es war offenbar, daß der Wirt von Sinnen war und ein böser Geist aus ihm redete.

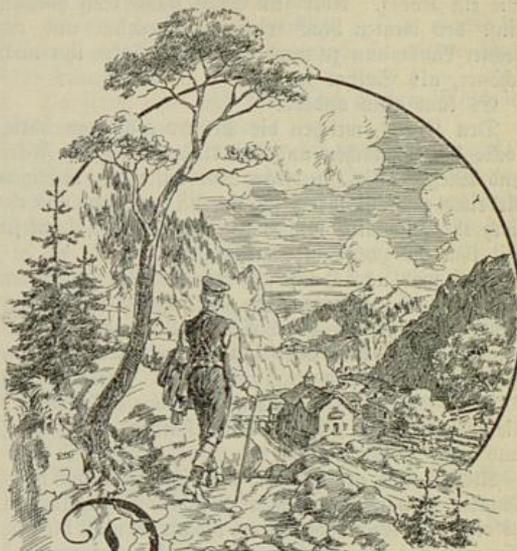
Endlich wurde der Wirt von einem Haufen Menschen überrannt, gebunden und vor die Stadt hinaus ins Narrenhäusle geschleppt, dort mußte er einige Tage fasten und dann Urfehde schwören.

Aber so lange er lebte, haßte er den frommen Priester wegen der zwölf Gulden. So oft er in dessen Nähe kam, wurde er tobsüchtig, so daß man ihn ergreifen und halten mußte. Jahrelang konnte der Pfarrer nur mit großer Angst die Messe lesen, wenn er wußte, daß der Wirt in der Kirche war.

Das ist Eulenspiegels Rache.

### Im Steinbachtal.

Erzählung von Gabriele Schulz.



Durch das Waldthal kam ein junger Bursche gewandert.

Auf dem blonden Kraushaar trug er die Soldatenmütze, denn seine Militärzeit war gerade beendet. Das sah man auch an der Haltung, an dem straffen Gang, mit dem er den steinigen Weg dahinschritt. Und man konnte es an den grauen Augen sehen, die mutig in die Welt hineinblickten, wie es einem Soldaten zukommt.

Durch das bunte Laub der Bäume lachte der Herbstsonnenschein; der Bach zur Seite des Weges, den man schon ein Flüsschen nennen konnte, rauschte und sprang lustig von Stein zu Stein. Da gab auch der Bursche allen traurigen Gedanken Valet, er richtete die tannenschlanke Gestalt höher auf, spitzte die Lippen unter dem Schnurrbart und piffte sich ein Wanderlied.

An der Ursache zum Traurigsein fehlte es ihm aber nicht.

Der Vater war ihm gestorben, als er gerade die Schule verlassen hatte. Das kleine Anwesen wurde von der Mutter verwaltet. Es stammte von ihren Eltern, sie war dort aufgewachsen und mit der Arbeit wohl vertraut. Der junge Sohn half, wo er konnte, und freute sich mit der Mutter auf die Zeit, wo er groß und stark genug sein würde, selbständig zu wirtschaften und das Brot für die Mutter und die jüngeren Geschwister zu erwerben. Kräftig wuchs er heran. Auf der Mutter Besuch ward er von der Militärbehörde ein paar Jahre zurückgestellt, bis die Geschwister aus der ersten Kindheit heraus waren. Dann nahm sich die Mutter einen Knecht, und so hofften sie beide, würde es schon gehen, bis er seine Zeit abgedient hatte.



Er war gern Soldat gewesen. Wenn er seinen Brauen unter sich fühlte und mit der Schwadron hinausstrabte zur Übung, dann fühlte er sich stolz wie ein König. Aber sein Sinn stand doch darauf, einst den bunten Rock wieder ausziehen und ein rechter Landmann zu werden. Das dünkte ihn noch schöner, als Soldat zu sein.

Es kam alles anders.

Den Knecht, welchen die Mutter gedungen hatte, lockte das Häuschen und der kleine Besitz an Acker und Wiese. Die Hausfrau aber hatte den tüchtigen Arbeiter geschätzt, hatte sich an ihn gewöhnt, und ehe noch ihres Sohnes Militärzeit beendet war, hatte sie mit ihm die zweite Ehe geschlossen.

Karl war nach Hause gekommen. Wie im Traum war es ihm zu Mute. Er hatte guten Willen gehabt, schon um der Geschwister willen wollte er daheim bleiben. Aber bald sah er ein, daß das kleine Anwesen nicht alle ernähren, nicht zwei kräftige Männer mit Arbeit versorgen könne. Da ließ er die Heimat, die für ihn keine Heimat mehr war, und ging in die Fremde.

Als er weit genug war, daß ihn niemand mehr kannte, niemand von seinem Geschick wußte, kam er in eine größere Stadt. Dort mochte er nicht bleiben. Er war auf dem Lande groß geworden und verstand auch nur die Landarbeit. Da las er auf einem Schild: „Mietbüro für ländliches Gesinde.“ Er ging hinein, und als er wieder aus dem Hause trat, da hatte er sich als Knecht verdingt. Auf einer Mühle war die Stelle, in einem Gebirgstale, viele Meilen von der Stadt entfernt. Der Mühlenbesitzer braucht einen Knecht, seine Acker und Wiesen zu bewirtschaften. Gar viel des Schönen wußte der Vermittler zu sagen über die herrliche Lage der Mühle, die gute Kost und mäßige Arbeit, aber Karl fühlte sehr wohl, daß ein Haken dabei sein mußte. Denn wenn die Stelle so vorzüglich war, warum war sie dann nicht längst vergeben und ihm, dem laubfremden Knecht, aufgepart worden? Aber er nahm sie an, denn das, womit der Vermittler nur so von hinten herum herausrückte — besonders lebhaft sei der Verkehr dort nicht und das Dorf ein gut Stück entfernt —, das war ihm gerade recht. In die tiefste Einsamkeit wollte er seinen Kummer tragen, weit weg von den Menschen, daß ihm nie ein bekanntes Gesicht begegnen, nie eine bekannte Stimme sagen könnte: Das ist ja der Hübner-Karl, der von Hause fortging, weil seine Mutter ihm einen Stiefvater gegeben hat!

Recht düster war sein Sinn gewesen, als er an der kleinen Eisenbahnhaltestelle ausgestiegen und neben dem hoch am Berghang sich hinwindenden Schienenwege den Weg ins Steinbachtal aufwärts gewandert war. Aber als er schon eine gute halbe Stunde Weges hinter sich hatte und die Pracht der Gebirgswelt vor ihm, der aus einer flacheren Gegend kam, sich auftrat, da war es ihm, als könne doch nicht alles traurig sein auf dieser schönen Erde. Die Kraft, welche die Berge getürmt hatte, welche die

Wälder aufsprießen und die Wasser aus den Felsen springen hieß, die mochte auch s e i n e m Leben wieder eine andere Richtung geben. Ganz deutlich mit Worten dachte er das zwar nicht, aber er fühlte es in seinem Herzen. Da war's, daß er die Mütze in den Nacken schob und zu pfeifen begann.

Jetzt kamen ihm zwei entgegen. Der eine war ein Bursche wie er, etwas kleiner nur und von gedrungenere Gestalt, auch wohl etwas älter. Der andere mochte vielleicht fünfzehnjährig sein, ein schlanker Junge, dem aber die Betrübniß aus den Blauaugen herauschaute. Der Ältere schob eine Karre vor sich her, darauf ein Koffer stand.

Als die beiden bei unserm Wandersmann angelangt waren, setzte der Bursche seine Karre mit einem Ruck nieder. „Will ich wetten, es ist der neue Knecht von der Hintermühle!“

„Der bin ich,“ erwiderte Karl überrascht. „Aber Ihr, — wer seid denn Ihr?“

Der andere lachte. „Je nun — wer werd' ich sein? Der alte Knecht von der Hintermühle natürlich. Und das da ist der Kuhjunge Alwin, das heißt: gewesen, denn zum Winter hat ihm der Herr den Dienst gekündigt, weil dann einer die Arbeit verrichten kann.“

„Warum seid Ihr denn nicht der eine?“

„Weil ich ein Mensch bin und kein Stück Vieh. Ihr werdet's auch noch erfahren.“

Karl erschrak. „Hat man es denn so schlecht in der Mühle?“

„Schlecht?“ lachte der andere heiser. „Das nun gerade auch nicht. Die Arbeit ist zu schaffen, und das Essen reicht, wenn auch die Frau geizig ist. Aber bis ins Dorf ist's eine halbe Stunde weit, und der nächste Mensch ist der alte Bahnwärter weiter oben im Steinbachtal. Die Mahlgäste — es sind ihrer nicht viele — fertigt der alte taube Müller-Emil ab. Der hält auf der Mühle aus, weil sie ihn wo anders nicht wollen. Im Sommer geht's ja auch mit unsereinem. Da hat man seine Arbeit, und in den hellen Nächten findet man schon den Weg zum Dorfwirtshaus. Aber im Winter! Da verlernt man schier das Reden! Zuletzt denkt man, man ist ein Ochs, wie die im Stalle. E i n e n Winter hab' ich's ausgehalten, einen zweiten probiere ich es nicht.“

„Aber hat denn der Müller keine Familie?“

„Familie? Ja — eine Frau hat er und eine Tochter auch — ein schönes Mädel! Aber was geht das den Knecht an? Das Gesinde gehört nicht zur Familie. Wenn die Arbeit getan ist, dann wird in der zugigen Küche der Futternapf hingestellt, und am Abend heißt es: Marsch! Da kann man im Stall sitzen bei dem Vieh oder in der kalten Kammer auf dem Boden. Man hat ganz die Wahl. Ich für meine Person danke.“ —

„Wohin wollt Ihr denn?“

„In die Stadt will ich. Schuften muß man dort auch, das weiß ich, aber man ist doch nicht so gottverlassen wie auf dem Dorfe. An jeder Ecke ist ein

Wirtshaus, da ist's warm, und Gesellschaft findet man auch."

Karl schaute den andern an. Die kleinen schwimmenden Augen, die rote Nase kündeten, daß der Knecht auch von der einsamen Mühle aus das Wirtshaus recht wohl zu finden gewußt habe. Und doch klang ein Ton von Wahrheit aus den Worten, der ihm ans Herz ging.

"Gibt's denn keine andern Dienstleute auf der Mühle, mit denen man zusammenhalten kann?" fragte Karl beklommen.

"Freilich gibt's. Im Sommer gibt's den Kuhjungen, — zum Winter schickt ihn der Herr heim zur Mutter, die nicht weiß, wie sie ihn durchsüttern soll. Was schert's die Reichen?"

Jetzt verstand Karl, weshalb der Junge so betrübt dreinschaute.

"Eine Magd ist auch da. Die und der Knecht, nun, die können ja zusammenhalten, wenn sie wollen. Aber wie ist's damit? Ist die Magd ein junges frisches Mädel, dann tun sich die zwei enger zusammen, als dem Pfarrer lieb ist. Ist es eine alte und häßliche — der geht der junge Knecht aus dem Wege. Meistens trifft es so, denn hier ins Waldtal geht keine, der das Herz nach Jugendlust steht. Die über den Sommer da war, hat sich ins Dorf vermietet, die neue, die erst seit ein paar Tagen da ist, ist nicht schön und nicht jung."

Das waren keine guten Aussichten. Wie aber der Karl dem Knecht noch einmal ins Auge schaute, da wußte er, daß die Schuld wohl auf beiden Seiten zu suchen sei.

"Ich muß sehen, wie ich fertig werde," sprach er. "An gutem Willen soll es nicht fehlen."

"Wird auch noch lahm werden," meinte der andere. "Aber jetzt ist's genug geredet, sonst versäume ich meinen Zug. Der Alwin soll Euren Koffer mit herausbringen, hat der Herr gesagt. Gebt ihm den Schein." Dann zogen die beiden weiter, und Karl setzte seinen Weg fort.

Das Tal begann sich zu engen. Das Flüsschen, die Straße und oben am Berghang die Eisenbahn füllten es aus und hießen die Acker und Wiesen hübsch draußen bleiben. Es wurde kühler und schattiger. Dann noch eine Wegbiegung, und die Hintermühle lag vor dem Wanderer.

Die Gebäude lagen um einen länglichen Hof herum, zuvorderst das Wohnhaus, stattlich unter grauem Schieferdach geborgen. Schon von ferne hörte man das Mühlrad klappern.

Zu dem großen Hausflur lag es weiß auf allen Geräten. Links, das hörte man wohl, befand sich das Mühlwerk, die braune Tür rechts mochte in die Wohnung führen.

Sie tat sich jetzt auf, und ein Mädchen trat heraus. Dem Karl gab es einen Ruck im Herzen, als er ihr ins Gesicht sah. "Ein schönes Mädel!" hatte der abziehende Knecht von der Haustochter gesagt. Wohl war sie's, — nur ein wenig freundlicher hätte sie schon ausschauen dürfen.

Sie guckte den Fremden von oben bis unten an. "Wollen Sie zu meinem Vater?" fragte sie dann. "Zu Herrn Mühlenbesitzer Döring, ja," sagte Karl. "Ich bin der neue Knecht."

"So?" sprach sie hochmütig. "Ich werde den Vater rufen." Dann verschwand sie wieder hinter der braunen Tür.

Da stand Karl und konnte sich an dem Willkommen im neuen Heim freuen.

Jetzt kam der Hausherr, eine breite Bauerngestalt, ließ sich seine Papiere geben — denn bis jetzt war alles durch den Vermittler gegangen —, zeigte ihm seine Kammer unter dem Dache und hieß ihn dann in die Küche treten, wo er mittageffen könne. Er war nicht unfreundlich zu ihm, aber kurz und gleichgültig. Für ihn war der neue Knecht die gleiche Sache wie ein neues Pferd oder ein neuer Hofhund, dem man auch Stall und Futter anweist und ihm dann seine Arbeit gibt. Die neue Magd, eine derbe Dirne, stellte das Essen für Karl zurecht und begann dann, ihn weidlich auszufragen. Aber Karls Sinn und Gedanken waren wo anders.

"Wir müssen uns mitammen die Zeit vertreiben," jagte das Mädchen, "sonst ist es hier doch zu einsam. Wenn ich das vorher gewußt hätte, dann wäre ich gar nicht hergezogen."

"Mir ist es nicht zu einsam," sagte Karl. "Nun, einen Winter halte ich es vielleicht auch aus. Sonntags ist Tanzmusik oben im Dorfe, da kann man doch manchmal lustig sein."

Karl löffelte schweigend weiter. "Die Hausleute gucken unjereinen ja doch nicht an," plauderte die Magd weiter. "Die Frau hat die Schlüssel zum Speisegewölbe in der Stube, — das gefällt mir gar nicht, und was die Tochter, die Rosel ist —"

Jetzt spitzte Karl die Ohren, aber von dem, was die Magd weiter über die Herrschaft redete, hörte er kein Wort. Alle seine Gedanken blieben an dem einen Namen hängen.

Also Rosel hieß sie! Nun, wenn das ein Vergleich sein sollte, dann war sie aber ein Purpurröslein. Dunkel schauten die Augen aus dem schmalen bräunlichen Gesicht, die Wangen leuchteten in tiefem sammetnen Rot, zwischen den blühenden Lippen lachten schneeweiße Zähne.

Tief, tief empfand es Karl da, daß er ein armer Knecht war, der nicht die Augen aufschlagen durfte zur Tochter des wohlhabenden Besitzers.

2.

Es war nach Weihnachten. Ein sonnenheller Frosttag lag über dem Waldtal. Der Steinbach hing gefroren von den Felsen herab, und das Mühlrad stand still. Der alte Müller-Emil saß halbe Tage lang rauchend in der Küche und beobachtete lauend den Knecht und die Magd mit dem Mißtrauen, das so oft die Beigabe der Schwerhörigkeit ist. Aber — obwohl es ihm schier leid war — die beiden hatten nichts miteinander. Heute war es Sonntag. Die

Hausfrau saß in der Stube am Fenster und blickte in den Hof hinaus, der sonnenbeschienen zwischen den Gebäuden lag. In der Küche rührte die Magd. Der Müller-Emil klopfte am Herd seine Pfeife aus und legte eine frische Kohle auf. Dazwischen schielte er nach den Kochtöpfen. Dann wies er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Hofe und zog den breiten Mund noch etwas breiter. Er sah dasselbe, was die Hausfrau von ihrem Fenster aus bemerkte: den Knecht nämlich, der wie eine Schildwache zwischen dem Hause und der großen Scheune hin- und herging. Karl war im Sonntagsstaat, aber die Sommermütze schien unzertrennlich von ihm. Er trug sie heute weit im Nacken, das deutete auf gut Wetter, denn die Mütze war das Barometer, das Karls Gemütsstimmung anzeigte. Die Hände steckten in den Hosentaschen, — so marschierte er hin und her. Seine Augen aber gingen, wenn er an der Scheune angelangt war, immer den gleichen Weg, die Straße entlang, die das Tal aufwärts zum Dorfe führte. Von dort aus mußten sie kommen, der Hausherr und seine Tochter nämlich, denn sie waren in die Kirche gegangen und konnten nun zurück erwartet werden. Zwischen den Zähnen hielt Karl eine Weizenähre, die er im Vorbeigehen aufgesehen hatte, und wenn er nur an die Rosel dachte, dann schmeckte die Ähre süß bis durch den Stiel hindurch. „Ein schönes Mädel!“ hatte der abziehende Knecht gesagt, und der Karl fügte bei: „Und ein liebes dazu!“ Und das war das Beste. Denn mit der Schönheit ist es so: man gewöhnt sich daran, und wenn kein gutes Herz dahinter steckt, dann sieht man sie zuletzt überhaupt nicht mehr.

Freilich — die Erfahrung, daß die Rosel lieb sein könne, hatte Karl nicht an sich gemacht. Zu ihm war sie hochmütig wie am ersten Tage. Vielleicht hatte er es selbst auch versehen, da er sie einst, als sie im Stall zusammentrafen und sie sich etwas gnädiger als sonst erwies, höflich eingeladen hatte, doch einmal mit ihm zum Sonntagstanz ins Wirtshaus zu gehen. Er hatte der Hausdchter eine Artigkeit erweisen wollen und nicht daran gedacht, daß er nicht mehr der Sohn eines, wenn auch geringen Eigentümers sei, sondern ein Knecht, der sich das tägliche Brot verdiente.

Die Rosel aber hatte es nicht vergessen. Die dunklen Augen taten sich weit auf, und das bräunliche Gesicht ward dunkelrot.

„Ich? — mit Ihnen?“ hatte sie nur gesagt. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und ging ohne ein sonstiges Wort davon.

Ja, zu ihm war sie nicht sanftmütig. Aber sie konnte auch anders sein. Wie treulich stützte und pflegte sie die kränkliche Mutter und ertrug ihr Schelten mit Gelassenheit. Einen alten Bettler aus dem Dorfe, der allmonatlich ins Waldbtal kam, eine Gabe zu heischen, hieß sie in der Küche niedersitzen, trug ihm selbst auf und steckte ihm am Ende noch ein Stück Speck zu, davon die geizige Mutter nichts wußte. Und als gar der Hofsund, der alte Tyras,

krank war, da kniete sie bei ihm und hielt seinen Kopf, gab ihm Milch zu trinken und redete mit sanften Worten zu dem leidenden Tier. O, wie der Karl da den Tyras beneidet hatte!

Ja, die Rosel war nicht freundlich zu ihm, und doch war sie es, die ihn auf der Mühle festhielt. Es gab schlechtere Dienste in der Welt, aber gar einsam kam er sich doch oft vor. Wie wenn der Wind ein Blatt vom Baum gerissen und durch die Luft geweht hatte, so war er hierher verschlagen worden. Der Herr verlangte nicht zuviel, der Knecht hatte die richtige Zeit zum Essen und Schlafen, aber sonst kümmerte sich keiner um ihn. Ob er froh oder traurig war, ob er Freunde brauchte oder nicht — niemand fragte. Er war eben der Knecht, der seine Arbeit zu verrichten hatte und dafür seinen Lohn empfing — weiter nichts. Manchmal kam's dem Karl in den Sinn, als sei es das Beste, wenn er sein Bündel wieder schnürte und weit davongeh, wo es gar keine Rosel mehr gäbe. Denn was sollte daraus werden?! Aber es hielt ihn fest wie mit stählernen Ketten, und er vermeinte, gar nicht mehr leben zu können ohne sie. So schob er's denn hinaus. So lange die Rosel daheim bei den Eltern blieb und keinem Freier folgte, so lange wollte auch er bleiben.

Eine glückliche Zeit war es dennoch für ihn. Wenn er des Abends seine kalte Kammer aufsuchte und ins Bett kroch, dann dachte er: Morgen werde ich sie wiedersehen! Wenn dann der Morgen kam, so war es ihm, als breche ein hoher Festtag an, und er sprang voll Lust aus dem Bette. Nur schade, daß es nicht ewig so bleiben konnte!

Wenn dem Karl einmal das Herz zu groß werden wollte, dann griff er zu seiner Ziehharmonika und ließ seine Gefühle in schönen Weisen ausklingen. Das war das Sicherheitsventil, das er aufmachen konnte, wenn es ihm im Gemüt stürmte und er Lust oder Leid keinem klagen konnte. Von jeher war es so gewesen, seit er aber die Rosel kannte, da kamen die Töne wie von selbst, und die Harmonika war ihm wie ein Mensch, der mit ihm jauchzen und klagen konnte. Vielleicht, so dachte er in den Tiefen seines Herzens, hört's auch die Rosel gern, wenn sie auch nichts sagt, und so ließ er die schönsten Lieder und Tänze erklingen, wenn er sie in Hörweite wußte. Aber die Hausdchter tat nicht dergleichen.

Auch heute, als er eine Weile auf- und abgegangen war, kam ihm seine Harmonika in den Sinn. Die Kirchgänger mußten jeden Augenblick zurückkehren. Er stellte sich in die Kuhstalltür, daß ihm der warme Dunst den Rücken ein wenig wärme, denn es wehte schneidend von Osten her, und spielte den gefühlvollsten Walzer, den er konnte.

Richtig — da kamen sie um die Ecke. Der Vater aber machte plötzlich Halt an der Scheune, wo das Göpelwerk der Hackmaschine sich befand, und die Tochter kam allein über den Hof. Unter der Pelzmütze sah ihr liebes Gesicht rosenfrisch aus, ein

freundlicher Ausdruck war darüber gebreitet, der noch aus der Kirche stammen mochte, — da konnte sich der Karl nicht mehr halten. Sie mußte dicht an der Kuhstalltür vorbei, er trat einen Schritt vor, schaute recht herzlich in die dunklen Augen, und unter seinen Händen klang es mächtig hervor:

„Du, du liegst mir im Herzen.“

Vielleicht wäre das Mädchen nur hochmütig vorübergeschritten, aber aus der Küchentür drüben trat grinsend der Müller-Ernst, und der Kopf der Magd schaute ihm lachend über die Schulter.

Zornesröte stieg in das Gesicht des Mädchens. Sie warf den Kopf zurück und maß den Spieler mit feindseligem Blick.

„Was soll denn das heißen, daß Sie sich mir in den Weg stellen und gar mit einem so dummen Liebe?“ fragte sie.

Er erschrak und stammelte, ob sie die Musik nicht gerne höre.

„Solche Musik nicht.“ erwiderte sie verächtlich.

„Wenn man gerade aus der Kirche kommt und muß dann ein solches Gedudel hören, — das ist nicht mehr schön.“

Da kochte es auch in ihm auf. Herzengerade stand er vor der Haustochter, und seine Augen blitzten auf sie herab, als sei er der Herr und sie die Magd.

„Ich hab' Ihnen wollen eine Freude machen,“ sagte er kurz und scharf. „Vor meinem Gedudel aber können Sie in Zukunft sicher sein, Fräulein Döring!“

Sprach's, wandte sich kurz um und ließ sie stehen.

Und weil er keinen Ort wußte, wo er seinen Zorn auslassen konnte, ging er in den Pferdestall, ballte die Fäuste und wetterte den Fuchsen soviel vor, daß die ganz erstaunt die Ohren spitzten und der Bläß sogar hinten ausschlug.

Hinter der Küchentür stand die Magd und sah mit stiller Befriedigung, daß der Haustochter Augen in zornigen Tränen funkelten, als sie eilends hinauf-lief in ihre Stube.

Jetzt gab es zwei in der Mühle, die einander zuschworen: Mit dir will ich nichts zu schaffen haben!

Am Nachmittag ging Karl aus. Er trug ein großes Packet unter dem Arm. Das war seine Harmonika, die er retten wollte aus dem Hause, wo man sie beschimpft hatte.

Er wanderte die Straße entlang, die zum Dorfe führte. Sie ging der Länge nach durch das Tal, allmählich immer höher ansteigend, oben auf dem Berge wandte sie sich links zurück, denn das Dorf lag hoch oben über der Mühle, aber es war nur auf einem Umwege zu erreichen — wenigstens für Fuhrwerk. Ein Fußgänger brauchte zu diesem Wege fast eine Stunde. Fünf Minuten oberhalb der Mühle aber zweigte links ein Waldpfad ab, der kletterte steil aufwärts, überschritt den Bahndamm und führte durch eine Schlucht in einer kurzen halben Stunde zum Dorfe. Dieser Weg wurde von der Mühle aus meist benutzt.

Gerade da, wo der Pfad den Bahndamm kreuzte, wohnte der nächste Nachbar der Müllerleute. Es war der alte Bahnwärter Reibold. Sein Häuschen lag hart an der Felswand, die hier steil wie eine Mauer aufstieg. Eng an den Berg geschmiegt wand sich der schmale Schienenweg hoch über dem Tale dahin, er überschritt es auf einer lustigen Brücke und verschwand an der andern Seite in einem Tunnel.

Zu dem Bahnwärterhäuschen lenkte Karl seine Schritte. Der alte Reibold konnte gut erzählen, er hatte zwei Feldzüge mitgemacht und viel erlebt. Dem Mühlenbesitzer und seiner Familie war er bei weitem nicht vornehm genug zum Umgang, aber der



„Vor meinem Gedudel können Sie in Zukunft sicher sein.“

Knecht ging gern hierher und saß ein Stündchen auf der Bank vor dem Hause.

Heute war's freilich nicht dazu angetan, draußen zu sitzen, denn das Tal lag in glitzernder Winterpracht, und die Luft ging scharf. Aber drinnen am Fenster im warmen Stübchen war auch ein guter Platz zum Plaudern. Dahin setzte sich Karl und wartete, bis der alte Reibold hereinkam, der erst den Nachmittagszug vorbeilassen und vorschriftsmäßig mit der Fahne in der Hand draußen stehen mußte.

Die Harmonika lag auf dem Tische, und kaum war der Bahnwärter eingetreten, so machte Karl seinem Herzen ausgiebig Lust. Daß er zu Ehren der Haustochter gespielt und mit welchem Liebe er ihr aufgewartet hatte, das sagte er freilich nicht, aber Reibold hörte die Glocken dennoch läuten. Denn wenn er auch ein eingefleischter Junggeselle war, so

war er doch einmal jung gewesen und wußte ganz gut, wie dem Karl zu Mute war.

Jetzt hatte der alles heraus und setzte zum Schluß noch einen rechten Treffer darauf.

„Und da wundern sich die Leute, wenn kein Dienstbote aushalten will! Wir sind doch auch Menschen! Wir brauchen auch einmal eine Ansprache und ein gutes Wort. Ich habe in der Schule dasselbe gelernt wie meine Herrschaft, ich bin auch nicht von den Dummen, der einzige Unterschied ist, daß ich nichts habe und sie reich sind. Wenn es so weiter geht, künde ich auf Ostern den Dienst.“

Vater Reibold sah mit seinen stillen Augen in das erregte Gesicht. „Sie haben recht, Karl, und auch wieder nicht recht. Was mein Vater war, der hat erst fünfzehn Jahre in einem Hause gedient, ehe er geheiratet hat. Dazumal war's anders. Da aßen Herrschaft und Dienstboten an einem Tische und teilten Freude und Leid. Der Knecht und die Magd gehörten mit zur Familie, und deshalb fiel es ihnen nicht ein, den Dienst zu wechseln. Herrschaft und Gefinde hielten treu zusammen. Es wäre besser, wenn es noch so wäre und die Dienstboten nicht bloß wie Arbeitsmaschinen gebraucht würden.“

„Nun also!“ rief Karl denn diese Rede gefiel ihm.

„Aber,“ sprach der alte Mann weiter, „ganz allein hat die Herrschaft auch nicht schuld. Denn damals, in der alten Zeit, da dachte das Gefinde an seine Arbeit und nicht bloß ans Vergnügen. Sonntags gingen die Knechte und die Mädel mit ihren Kameraden auf der Dorfstraße spazieren, oder sie besuchten einmal ihre Freundschaft, wenn sie frei hatten, und nur zur Kirmeß oder bei einer Hochzeit gab es einmal Tanz. Heutzutage möchte am liebsten jeden Sonntag bis in die Nacht hinein getanzt werden! In die Stadt ziehen sie, damit sie nur recht oft Theater und Zirkus und was weiß ich noch haben können. Wo es die meiste Freiheit und die meisten Lustbarkeiten gibt, da ziehen sie hin und fragen nicht darnach, ob's der Herrschaft zum Vorteil ist oder nicht.“

Da hatte es der Karl! Ihm fiel der alte Knecht von der Hintermühle ein und noch manch anderer, der genau so gedacht hatte, wie der alte Reibold es beschrieb.

Der aber lachte vor sich hin und sagte: „Ja, Karl, so ist es. Auf beiden Seiten liegt die Schuld. Wenn's besser werden soll, dann muß jeder bei sich anfangen. Der Bürger und Bauer muß dran denken, daß die Dienstleute auch Menschen sind und der Knecht“ — hier warf der Alte einen scharfen Blick auf den Karl — „muß nicht immer gleich mit dem Aufkünden bei der Hand sein, wenn ihm einmal etwas über die Leber läuft. Menschen sind wir alle!“ —

Als der Karl gegen Abend heimwanderte, da hatte er das Dienstaussagen weit hinausgeschoben. Die Mütze saß wieder im Nacken und er pfiß vor sich hin:

Ach, wie ist's möglich dann,  
Daß ich dich lassen kann! —

3.

Das Osterfest fiel besonders spät in diesem Jahre. Sonst kam es noch mit weißem Schneemantel und einer Eiskrone auf dem Haupt. Aber diesmal war schon am Sonntag Judica das Wetter umgeschlagen. Draußen in der Ebene grüntes schon lustig die Saatsfelder, und die Wiesen standen voll bunter Blumen. In die tiefen Waldtäler aber tritt der Frühling nur mit zögerndem Schritt. Auf der Schattenseite liegt noch der Schnee, wenn schon am Südhang die ersten Blumenaugen hervorschauen, und in den Schluchten hält er sich bis in den Sommer hinein. Doch die Wildwasser brausten in junger Kraft hernieder, und von draußen her kam ein Strom warmer Luft in die kühlen Täler geflossen.

Auch der Steinbach hatte die Eisbande gesprengt, die ihn den Winter über gefangen gehalten. Er schäumte und tobte durch den Wald, daß die Brücken zitterten und die Insassen der Mühle des Nachts kaum schlafen konnten vor dem Getöse.

Es war am 15. April, und die Christenheit feierte den Sonntag Palmareum.

Die Sonne war am Morgen herrlich aufgegangen, aber dann stiegen Wolken empor, die breiteten sich aus und bedeckten den ganzen Himmel. Die Luft war warm und dunstig, dann und wann kam ein schwüler Hauch das Tal entlang, „wie aus einem Backofen,“ sagte der Müller-Emil.

Der Hausherr und seine Tochter waren wieder in die Kirche gegangen. Für die Frau war der Weg zu weit, sie mußte fahren und sparte sich deshalb ihren Kirchenbesuch für das Osterfest auf.

Karl hatte seine Dinge beschickt und nun freie Zeit bis zum Mittagessen. Er sah nach seiner Uhr. Sie zeigte die elfte Stunde. Um eins wurde gegessen, denn vorher waren die Kirchgänger nicht zurück. Da schlenderte er aus dem Hofstor und die Straße aufwärts, er wollte einmal nach dem alten Reibold sehen, den er vierzehn Tage lang nicht besucht hatte. Heute Nachmittag war keine Zeit, die Herrschaft wollte ausfahren, da mußte er daheim bleiben und den Hof hüten.

Was das für eine Luft war! Wie ein warmer Brodem quoll es ihm entgegen, und am Himmel türmten sich die Wolken immer finsterner auf.

Der Bahnwärter saß auf der Bank vor dem Hause.

„Heute gibt es noch etwas!“ sagte er. „Die Luft ist so schwül, und die Vögel sind alle still. Horch! — keiner rührt sich.“

Die beiden horchten, aber nichts ließ sich vernehmen als das Rauschen des kleinen Baches, der aus der Schlucht neben dem Hause herabkam.

„Sind Ihre Leute in der Kirche, Karl?“ fragte Reibold.

„Ja, Herr Döring und die Tochter.“

Der Alte warf einen Blick nach dem Himmel. „Sie sollen sich nur dazu halten, daß sie heimkommen, ehe das Wetter losbricht. Da — das ist

schon der erste Blitz! So früh im Jahr kommen die Gewitter sonst selten.“

„Ob ich lieber heimgehe?“ meinte Karl.

„Der Emil ist ja da, und es ist doch auch nicht weit. Vielleicht wird es nicht so viel mit dem Wetter.“

Sie setzten sich und sahen eine Weile schweigend in das Thal und auf den düstern Himmel.

„Wissen Sie, Karl,“ begann der Alte dann, „Sie könnten mir eigentlich einen Gefallen tun.“ —

„Zehn für einen.“ —

„Sie können doch besser mit der Feder fort als ich — wollen Sie nicht einen Brief für mich schreiben?“ —

„Wenn ich kann.“ —

„Freilich können Sie's. Es ist eine Eingabe an meine Behörde. Aufgesetzt habe ich das Ding schon, aber ich schreibe eine so krakelige Schrift, daß niemand das lesen kann. Zu meiner Zeit war es noch nicht so mit den Schulen. Sie brauchen es bloß abzuschreiben.“

„Schön,“ sagte Karl. „Wird besorgt.“

„Die Sache ist nämlich die,“ fuhr Reibold fort, „daß die Felswand hinter dem Häusel und auch weiterhin mir gar nicht mehr sicher vorkommt. Seit einiger Zeit zeigt sie Sprünge und Risse, die vorher nicht da waren und die größer werden. Es könnte doch sein, daß sich Stücke ablösen und auf die Bahnstrecke rollen.“

Karl hatte aufmerksam zugehört. „Aber das ist ja höchst gefährlich, auch für Sie, Vater Reibold.“

„Ach nein,“ sagte dieser. „Wenn auch etwas Geröll herabkommt und das Dach beschädigt, das ist noch nicht so schlimm. Das Häusel ist fest und gut gebaut. Nur auf der Strecke kann Schaden entstehen. Warten Sie, nun will ich gehen und das Papier, auf dem ich's aufgesetzt habe, einmal heraussuchen.“

Damit humpelte er ins Häuschen hinein, und Karl blieb für eine Weile allein.

Das Wetter war immer mehr heraufgekommen, ein Blitz folgte dem andern, der Donner hallte mächtig von den Bergwänden wider. Jetzt begann es in großen warmen Tropfen zu regnen.

„Vielleicht warten sie das Wetter im Dorfe ab,“ dachte Karl.

Er schaute um die Ecke. Nein, da kamen sie gerade den steilen Fußpfad in der Schlucht herab. Rosel ging voran, der Vater folgte.

Der Regen hörte plötzlich wieder auf. Es wurde so still, als wenn die ganze Natur den Atem anhielte.

Gerade traten die Kirchgänger aus der Schlucht auf den Bahndamm, als auch Reibold mit dem Papier in der Hand zurückkam. Da flammte es plötzlich in blendender Helle um sie her, ein entsetzliches Krachen zerriß die Lüfte. Karl war aufgesprungen, er fühlte einen Druck im Kopfe und sah wie durch einen Nebel, aber sein erster Gedanke war: die Rosel! Als der Nebel sich verzog, sah er sie,

wie sie mit schneeblassen Lippen in des Vaters Arm hing. Zehn Schritte weiter brannte die Telegraphenstange, in die der Blitz gefahren, hell auf.

Zu Strömen stürzte jetzt der Regen herab.

„Hierher!“ rief Karl. Mit zwei Sprüngen war er bei ihnen. Er nahm seinem Herrn, der selbst nicht sicher auf den Füßen war, die halb Ohnmächtige ab und trug sie mehr, als er sie führte, in das Bahnwärterhäuschen.

Mit einer Kraftanstrengung stellte sie sich dort auf die Füße, aber sie mußte sich gleich wieder auf die Ofenbank setzen.

„Es war nur der Schreck,“ stammelten die bleichen Lippen.

Draußen rauschte und prasselte es von dem niederströmenden Wasser, es goß gegen die kleinen Fenster, daß sie ganz blind waren. Dazwischen flammten die Blitze und krachte der Donner.

„Gut, daß Sie bis hierher gekommen sind,“ sagte Reibold zu dem Mühlenbesitzer, der am Tische saß.

„Ich dachte, wir würden noch heimkommen, ehe das Wetter losbräche,“ erwiderte dieser.

Dann waren sie wieder still und hörten nur auf das Krachen und Tosen draußen.

Auf einmal hoben sie alle den Kopf. Ein Ton klang herein wie das Knirschen von Zähnen, ein reißendes Geräusch, dann ein Rollen und Knurren, wie tief aus dem Berge kommend.

„Was ist das?“ fragte Karl.

Im nächsten Augenblick wußte keiner mehr vom andern. Ein Krachen und Splittern, ein Toben, Heulen, Zischen und Donnern war um sie her, daß die Sinne halb vergingen.

„Rosel!“ schrie Karl in die finstere Nacht hinein. „Wo war das Tageslicht? Wo waren die andern? Um Gottes willen — was geschah denn? Hatte es eingeschlagen? Aber woher dann die Finsternis? Und das Dröhnen und Rollen hielt noch immer an.“

„Vater Reibold!“ schrie Karl.

„Hier!“ antwortete der. „Lebt ihr denn noch alle?“

„Ja,“ rief der Müller. „Aber was ist denn das? Es ist ja Nacht — macht doch Licht!“ Mit zitternden Händen holte Karl die Streichholzschachtel aus der Hosentasche. Das Licht flammte auf. Einen Augenblick lang starrten sie einander in die bleichen Gesichter, auf die Zerstörung ringsum — dann sank die kleine Flamme zusammen, und es war wieder tiefe Nacht.

Karl aber hatte schnell die Lampe auf dem Schrank erspäht, die wie sonst da stand. Er tastete sich dorthin, und nun wurde es hell.

Wie sie sich umsahen und nicht begreifen konnten, was geschehen war!

Die Fensterwand des Hauses war zum Teil zertrümmert, die Scheiben zerbrochen, das Holzwerk geknickt. Durch die geborstene Decke waren Steine und Schutt herabgefallen. Die hintere Seite der Stube war unversehrt.

„Aber was ist denn das?“ rief der Müller noch einmal.

Rosel starre stumm die andern an. Der alte Reibold sah mit entsetztem Blick umher. „Der Berg,“ stammelte er. „Die Wand hinter dem Hause ist herniedergekommen.“ Das Rollen und Poltern draußen war schwächer geworden, es hörte auf. Die vier Menschen sahen



Er nahm seinem Herrn die halb Ohnmächtige ab und trug sie in das Bahnwärterhäuschen.

sich an. Grabesstille herrschte. Dann tat Karl den Mund auf und sprach aus, was die andern dachten: „Wir sind verschüttet.“

Rosel schrie auf, so jammervoll, so klagend wie ein angeschossenes Tier.

Der Müller sank ächzend nieder, warf die Arme über den Tisch und legte das Haupt darauf.

Der Bahnwärter sah ergeben in seiner Ecke. „Menschen sind wir alle!“ murmelte er. In Karl aber regten sich die Jugend und das Leben.

„Wir sind verschüttet,“ sprach er nochmals. „Aber wir leben! Und wir können gerettet werden.“

„Wer sollte uns retten?“ sprach Reibold. „Wir sind ja schon begraben.“

„Sie werden uns vermissen und uns suchen, sie werden nachgraben und uns finden.“

„Wenn wir bis dahin noch leben,“ sprach der Müller dumpf.

„Wir leben ja. Und es ist so still geworden, wie es scheint, kommt nichts mehr nach. Jetzt untersuche ich, wie es in dem Hause aussieht.“

„Nein!“ rief Rosel angstvoll.

„Ich mache es vorsichtig,“ sprach Karl.

Er trat durch die Tür in die kleine Küche an der Hinterseite des Hauses. Dort war alles wie sonst. Nur durch den Schornstein war ein Haufen Schutt und Steine herabgekommen und hatte den Herd zertrümmert. Als er die Tür nach außen öffnen wollte, war sie versperrt. Ebenso war der Eingang zum Keller, der hinter dem Hause im Felsen lag, verschüttet. Nun kam er zurück und stieg durch das Fenster. Draußen war alles voll Schutt und Geröll. Er tastete mit den Händen nach oben und fühlte kalten Stein.

„Gebt mir einmal die Lampe,“ rief er zurück.

Der Müller hatte sich gefaßt und reichte sie ihm. Karl leuchtete in jeden Winkel, besah aufmerksam alles und kehrte zurück.

„Draußen liegt ein großes Felsstück schräg vom Dach herunter auf die Erde,“ berichtete er. „Ich denke mir beinahe, die ganze Wand ist in einem Stück herabgefahren und steht schräg über dem Hause. Was nun noch drauf liegt an Erde und Steinen, das weiß man nicht. Aber möglich ist es doch, daß sie uns finden.“

In der Küche lag ein Brot, erst eben angeschnitten, es stand ein Topf mit Milch da, und noch andere kleine Vorräte fanden sich.

Karls Mut hob sich wieder, er ging hinein, die gute Botschaft zu verkünden.

Rosel stand am Ofen, sie rang die Hände ineinander. „Verschüttet! Verschüttet!“ rief sie, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. „O meine Mutter und o mein junges Leben! Wir müssen alle sterben!“

Karl ging zu ihr und sprach herzlich. „Noch ist Rettung nicht ausgeschlossen, Fräulein Rosel, wir müssen nur alles tun, was wir können, damit wir gesund bleiben, bis sie uns ausgraben.“

Sie blickte ihn dankbar an. „Glauben Sie denn, daß sie uns suchen werden?“

„Natürlich!“ rief er. „Und ich denke mir: wenn wir hätten umkommen sollen, dann hätten uns die Felsstücke erschlagen.“

Seine Zuversicht teilte sich den andern soweit mit, daß sie sich um den Tisch setzten und Kriegsrat hielten.

„Jetzt wollen wir erst einmal essen,“ schlug Karl vor.

Da spürten sie alle, daß sie Hunger hatten.

Rosel wagte sich unter Karls Bedeckung in die Küche, suchte ein paar Tassen und trug Brot und Milch auf. Sie aßen.

Sie aßen an einem Tische, und niemand fragte mehr, wer der Herr, wer der Knecht, wer reich, wer arm war. Sie waren verlassene Menschen, im Schoß der Erde begraben, fern von allem, was Standesunterschiede entstehen läßt.

„Ich habe meinen Uhrschlüssel nicht bei mir,“ sagte Karl. „Vater Reibold, vergessen Sie nicht, die Uhr aufzuziehen, damit wir wissen, wie die Zeit

vergeht! Ist ein Kalender hier? Wir müssen jedesmal, wenn ein Tag vorbei ist, denselben austreichen."

"Sollen wir denn tagelang hier eingeschlossen bleiben?" fuhr Rosel auf.

"Wer kann es wissen, wie lange! Aber Tage vergehen sicher," erwiderte Reibold.

"Das Brot müssen wir uns einteilen und das Wasser auch. Wieviel Petroleum ist denn da?" fragte Karl.

"Nicht ganz fünf Liter — gestern ist frisches gekommen."

"Das ist gut. Aber sparsam müssen wir doch brennen."

Karl war der Mutigste. Er ordnete an, und die andern gehorchten.

Aber als die erste Beratung vorbei war, kam von neuem die Erkenntnis ihrer Lage über die Menschen.

Rosel griff mit den Händen in ihr Haar. "Ich werde verrückt," stöhnte sie.

Karl sah sich unruhig um. Da fiel sein Blick auf die Harmonika, die, in eine Ecke geschleudert, am Boden lag. Sorgsam hob er sie auf und trug sie in die Küche.

Er setzte sich auf einen Schemel. Es ward ihm sonderbar zu Mut. Unter solchen Umständen hatte er noch nie gespielt. Aber wie von selbst kam es ihm jetzt von Herzen in die Finger:

"Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Als er geendet, stand die Rosel in der Tür. Sie weinte. Aber es waren nicht mehr die Tränen der Verzweiflung.

"Sie haben es getroffen, Karl," sagte sie. "Bileicht hilft uns der liebe Gott aus dieser Not."

## 4.

Langsam vergingen die Tage. Nur die Uhr zeigte den Lauf der Stunden an, sonst hätten die Eingeschlossenen nicht gewußt, wie die Zeit rann. Kein Lichtstrahl verkündete den Morgen. Kein Mond und kein Sternenglanz erhellte ihre Nacht.

Dennoch drang Karl darauf, daß sie sich den Tag einteilten. Zu rechter Zeit gingen sie schlafen, zu rechter Zeit standen sie auf. Die Mahlzeiten wurden zu bestimmter Stunde genommen.

Die Männer hatten dem Mädchen des alten Reibold's Bett überlassen wollen. Aber Rosel weigerte sich entschieden.

"Ich brauch' nur wenig Platz," sagte sie, "deshalb will ich auf dem Sofa schlafen."

In das Bett teilten sich nun der Mühlenbesitzer und der alte Bahnwärter und ruhten friedlich nebeneinander. Karl ward die Denbank zugesprochen.

Punkt neun Uhr des Abends ward die Lampe gelöscht, und sie suchten ihr Lager.

Aber wer konnte schlafen?

Nach einem Tag voll fleißiger Arbeit, wenn Ruhe im Gemüt ist, und Müdigkeit in den Gliedern liegt, da kommt der Schlaf wie ein lieber Freund, der uns lind in den Arm nimmt und uns ausruhen läßt. Von den vier Menschen aber im Wärter-

häuschen hatte keiner gearbeitet, jedem war das Herz bis an den Rand voll von Angst um das eigene Leben und Kummer um der andern willen. So lagen sie, starrten mit trockenen heißen Augen in die Finsternis und unterdrückten das Stöhnen, um die andern nicht zu stören, die doch ebenso wenig schliefen.

Wenn die Lampe brannte, dann war es besser. Dann saßen sie um den Tisch herum, konnten doch einander ins Angesicht sehen und fühlten tröstend die menschliche Nähe.

Was wußte der Mühlenbesitzer noch davon, daß Karl einmal sein Knecht gewesen? Daß der alte grobe Bahnwärter ihm viel zu gering geschienen, mit ihm Umgang zu pflegen? Wo war der Rosel hochmütiges Kopfwirren, wo ihre schnippischen Worte geblieben? Und wer von den beiden andern, den Gefrängten, Zurückgesetzten, dachte noch an die erlittene Unbill? Der Strom des Unglücks hatte alles hinweggeschwemmt. Sie fühlten sich nur noch als Menschen, einer an den andern gewiesen, miteinander verurteilt, miteinander dem Schwersten entgegengehend.

Denn wenn es auch keiner aussprach, sie wußten es alle: wenn die Hilfe von außen nicht kam, nicht bald kam, dann ging es für sie nach wenigen Tagen ans Sterben. Schon am zweiten Tage ward die Milch zu Ende, am dritten Tage fing Karl an, das Brot sorgsam zu teilen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als er schon berechnen konnte, wann es aufgezehrt sein würde.

Es waren noch mancherlei Vorräte da, an Reis, Grieß und an Kaffee. Aber sie konnten ja nicht kochen, weil der Rauch sie ersticken mußte.

Karl legte sich aufs Erfinden. Er sägte aus einem alten Schemel ein rundes Loch heraus, stellte den Schemel über die Lampe und auf das Loch einen Blechtopf. Dann rief er die Rosel, und mit ihrer Hilfe konnte er zu Mittag eine Grießsuppe auftragen. Wie das wohlthat, einmal ein warmes Mittagbrot zu haben! Sie lachten und scherzten bei Tische, die Hoffnung leuchtete wieder auf, und neue Kraft ergoß sich durch ihre Glieder.

Wenn sie nur Arbeit gehabt hätten! Was wußten die, die sich draußen im Licht um ihr täglich Brot mühten, die am Abend nach schwerem Tagewerk zur Ruhe gingen, von der brennenden, heißen Sehnsucht nach Arbeit, welche die Verschütteten empfanden. Die härteste, die schwerste Arbeit war Wonne im Vergleich zu der Untätigkeit, zu der sie gezwungen waren.

Sie versuchten es mit Lesen. Viel gab es nicht in dem Wärterhäuschen. Ein neues Testament, ein Gesangbuch und ein paar Jahrgänge des Lehrer Hinkenden Boten! Aber wie lasen sie! Mit welcher Andacht und mit welchem Genuß! Oft lasen Karl oder Rosel vor, und die beiden älteren Männer hörten zu.

Um das Petroleum zu sparen, löschten sie oft auf Stunden die Lampe. Dann griff Karl zur Harmonika und spielte alles, was er konnte — Tänze, Lieder und Choräle. So verging die Zeit.

Am vierten Tage zu Mittag verteilte Karl das letzte Brot. Das Wasser ging auf die Neige und vom Petroleum war höchstens noch ein halbes Liter da. Die Luft war dick und schwer und lastete auf der Brust. Mühsam holten sie Atem. Von Zeit zu Zeit horchten alle, ob sich denn nichts von außen hören lasse, aber alles blieb grabesstill.

Da kam die Todesfurcht von neuem über die unglücklichen Menschen und schlug ihnen die Krallen ins Herz.

Die beiden älteren Männer saßen zusammengefunken auf der Dienbank. Rosel legte das bleiche Antlitz in die Hände und stöhnte tief auf, war dann einen Augenblick still und stöhnte von neuem. Es klang fast schon wie das Röcheln eines Sterbenden.

Karl konnte es gar nicht mit anhören. Er ging in die Küche hinaus, lehnte dort am Türpfosten und starzte in die Finsternis.

„Ach, lieber Herrgott!“ dachte sein Herz. „Wenn's sein muß, dann nimm mich, aber laß das arme Mädel davonkommen!“

An diesem Abend kauten sie eine Hand voll Kaffeebohnen und tranken einen Schluck Wasser dazu. Das war ihre Mahlzeit.

Der fünfte Tag! Bis zum Mittag mußte die Lampe ausbrennen. Dann wurde es Nacht. Wie sie sich in die Gesichter sahen, um keinen Blick zu verlieren! Und die Luft wurde immer drückender, das Amen immer schwerer. Sie waren schon so matt, daß sie ganz still saßen und nicht die Hand heben mochten. Alle schwiegen.

Nach einer langen Pause hob Karl den Kopf. „Und ich behaupte, daß wir nicht ganz von der Luft abgeschnitten sind, sonst wären wir längst erstickt. Die Wand ist in großen Stücken niedergegangen, das ist anders, als wenn wir mit Erde verschüttet wären.“

Der Müller schüttelte den Kopf. „Es kann ja sein,“ sagte er müde. „Aber wenn wir nicht ersticken, dann verhungern wir.“

Niemand tat Einspruch.

Karl erhob sich schwerfällig. „Die Lampe wird bald ausgehen. Da will ich aus der Küche noch herräumen, was wir am nötigsten brauchen: die Streichhölzer, das bißchen Wasser, die Kaffeebohnen und was ich so noch finde. Kommen Sie, Rosel!“

Er trug die Lampe. Schwankend folgte ihm das Mädchen.

In der Küche holte Karl hinten aus dem Schranke einen Topf hervor, darin waren ein paar Brotstücke in Wasser geweicht.

„Hier, Rosel!“ sprach er. „Das sollen Sie essen.“

Sie sah ihn groß an. „Ich denke — wir haben kein Brot?“

Karl ward rot. „Dies — ich — zuerst waren die Stücke groß, und ich hatte wirklich gar keinen Hunger.“

„Sie haben sich dies abgespart?“

Er nickte nur.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „So ein

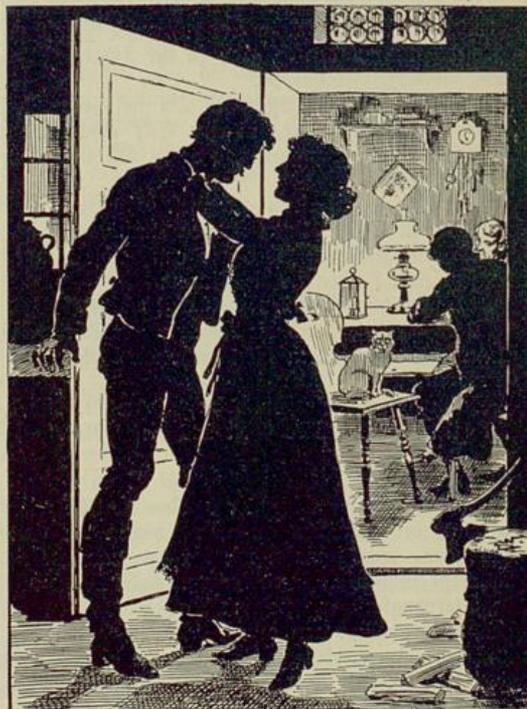
grundguter Bursche — und ich so schlecht — so schlecht!“

„So müssen Sie nicht sprechen,“ sagte Karl, dem es heiß durch die Aderu ging. „Sie müssen vor allen Dingen jetzt essen.“

„Ich sollte das essen, während die andern hungerten?“ rief das Mädchen. „So schlecht denken Sie von mir? Nein — wenn es denn zum Ende geht, so wollen wir in Gottes Namen unsere letzte Mahlzeit miteinander teilen!“ Sie schüttete den Inhalt des Topfes in einen Napf, nahm ein paar Löffel und trug das Gericht auf.

So aßen sie aus einer Schüssel ihr letztes Brot. Die Lampe brannte schon trübe.

Karl räumte ab und stellte den kleinen Topf mit



Im nächsten Augenblick fühlte er ihre Arme auf seinen Schultern.

Wasser, die Kaffeebohnen, die Streichhölzer und zuletzt die Laterne mit einem kurzen Lichtstümpfchen auf den Tisch. Sie sollte nur in einem außerordentlichen Falle entzündet werden.

Er war noch einmal in die Küche gegangen. Da klappte die Tür, und ein Gewand rauschte.

„Rosel?“ fragte Karl.

Im nächsten Augenblick fühlte er ihre Arme auf seinen Schultern. Ihm schien's, als wankte die Erde.

„Rosel!“ rief er aus.

„Weil wir doch sterben müssen und alles aus ist,“ flüsterte eine zitternde Stimme an seinem Ohr, und eine heiße Wange legte sich an die seine, „so will ich dir's noch sagen, daß ich dich schon lange, lange lieb hab' —“

„Kosel!“ rief er zum drittenmal.

„Ich hab's nur nicht aufkommen lassen wollen, weil — weil du der Knecht warst! Ich war so dumm und so hochmütig, und — und ich war so schlecht zu dir, weil ich mir selber nicht mehr traute. Kannst du mir verzeihen?“

Aus Karls Augen rollten zwei große Tränen. Glück und Qual zerrissen ihm das Herz. Er nahm sie in die Arme.

„O du mein liebes Mädel! Verzeihen soll ich dir? Tausendmal danken tu ich dir, daß du mir das sagst und so lieb zu mir bist, ehe —“

Er hielt inne.

Aber sie umfaßte ihn fest und hauchte: „Ehe wir sterben müssen.“ —

Als sie wieder eintraten, lag das Flämmchen der Lampe in den letzten Zügen. Keiner sprach mehr, aller Augen hingen an dem roten Pünktchen im Zylinder. Karl sah nach der Uhr. Es war halb fünf Uhr des Nachmittags.

Da erlosch der lichte Punkt. Ein Stöhnen ging durch den Raum.

Karl hatte sich einen Schemel neben das Sofa gerückt, auf dem Kosel lag. Er lehnte den Kopf an ihr Kissen. Viel denken konnte er nicht. Die Glieder waren ihm steif und schwer. In den Ohren jaulte es. Die Lider fielen halb zu. Vielleicht kam das Ende jaust.

Gegen elf Uhr strich er ein Zündhölzchen an. Kosel schlief, sie sah jetzt schon so bleich aus wie eine Tote. Die beiden älteren Männer hoben die schweren Augenlider, aber sie wandte den Kopf nicht. Karl setzte sich wieder und legte den Kopf auf die Sofalehne.

Er sank in einen Halbschlaf. Bilder aus seiner Kindheit stiegen vor ihm auf. Er war wieder daheim und saß mit den Geschwistern um den Tisch. Es war Winter. In der Ofenröhre zischten die Bratäpfel, und die alte Schrankuhr schlug ihr eintöniges: Tick! Tack!

Er fuhr empor und der Traum verslog. Aber da hörte er die Wanduhr wieder, nur viel leiser. Pink! Pink! Pink! ging es. Was war das? Er schlief nicht mehr, aufrecht saß er da, und doch hörte er es ganz deutlich: Pink! Pink! Pink! War es ein Holzwurm? Aber warum hatte er den nicht früher gehört, er hatte doch so manche Stunde wach gelegen, wenn alles still war. Oder war es nur in seinen Ohren?

Er faßte Kosels Arm und suchte sie zu wecken. Aber sie murmelte nur: „Was gib't denn?“ und schlief weiter.

Pink! Pink! Pink!

Kerzengerade stand er im Zimmer, und siedendheiß schoß es ihm durch die Adern. Das war kein Traum und keine Sinnestäuschung! Es war auch kein Holzwurm, es war — o Gott im Himmel — es waren die Spitzhacken der Arbeiter, die sich zu ihnen den Weg bahnten.

Er tastete sich zum Tisch und zündete die Laterne

an. Sie brannte mit zitterndem Flämmchen. Dann riß er die Schläfer empor.

„Sie kommen! Sie suchen uns! O Gott, wir brauchen nicht zu sterben!“

Die Männer taumelten empor, noch nicht begreifend, was vorging.

„Kosel! Wach auf! Wir werden leben!“ Aber sie öffnete nur einen Augenblick die Lider. „Laß mich sterben!“ murmelte sie.

Pink! Pink! Pink!

Jetzt hörten es auch die andern. Es war Wirklichkeit! Karl kroch durch die Vorderwand und legte das Ohr an die Erde. Noch viel deutlicher waren die Töne zu vernehmen.

Um eins erlosch die Laterne. Sie aber schliefen nicht mehr, denn nun kam erst die Todesangst über sie, die größte, die fürchterlichste!

Wenn sie ersticken! Wenn jetzt die Felswand nachgab und sie zerschmetterte! Wenn die Ketter erlahmten, vermeinend, daß doch alle Hilfe zu spät komme? O endlose Qual dieser Stunden!

Des Morgens um fünf! Die Hacken erlahmten nicht, lauter klang das Pink! Pink!

Sie kauten wieder Kaffeebohnen und stößten dem halb ohnmächtigen Mädchen das letzte Wasser ein. Wenn die Rettung nicht bald kam —

Wieder vergingen Stunden. Acht Uhr! Draußen auf Erden war's Karfreitag. Die Glocken mochten zur Kirche läuten.

Lauter schallten die Schläge der Hacken! Einmal gab es einen Ton wie einen fernen, fernen Schrei.

„Wir müssen antworten,“ sprach Karl. Er steckte den Kopf durchs Fenster in den Raum unter der Felsplatte und schrie, daß ihm die Adern an den Schläfen schwellen. Aber es klang nur wie ein heiteres Krächzen, der Ton verlor sich — niemals konnte er hinausdringen.

Da kam ihm ein neuer Gedanke. Er strich ein Zündhölzchen an und holte seine Harmonika. Die Arme aufs Fensterbrett gestützt, hielt er sie hinaus und spielte, so laut er konnte.

Die Hackenschläge verstummten. Dann klang es wie ganz fernes dumpfes Wasserbrausen. Karl spielte, bis ihm die Hände lahm wurden. Dann schlich er zum Sofa zurück. Aus seinem Herzen stieg ein heißes Gebet: „O Gott — nur jetzt nicht mehr vergebens hoffen!“

5.

Selten war so früh ein so schweres Gewitter niedergegangen. Es hatte vielen Schaden getan. Der Steinbach war über die Ufer geschäumt, hatte die Holzbrücken davongetragen, das Rad an der Hintermühle zerbrochen und zuletzt gar eine Scheune und eine Ecke des Wohnhauses, wo sich die Radstube befand, hinweggerissen. Sand und Geröll hatte er hinausgeschwemmt aus dem Tale auf die Felder und Wiesen, daß es jahrelanger Arbeit bedurfte, dieselben wieder fruchtbar zu machen.

Mit steigender Angst hatte Frau Döring auf ihren Mann und ihre Tochter gewartet und war doch zuletzt froh gewesen, daß dieselben, wie sie vermeinte, das Unwetter im Dorfe abgewartet hatten. Sie schalt auf den Knecht, daß der sich nicht blicken lasse. Angstvolle Stunden kamen und gingen. Als das Wetter sich verzogen hatte und ein freundliches Himmelsblau hernieder lachte, da rüstete die Hausfrau das Mittagsmahl. Sie hatten großen Schaden an den Gebäuden erlitten, aber die Gefahr war vorüber, und sowohl die Heimkehrenden wie die Zurückgebliebenen bedurften der Mahlzeit.

Als bis drei Uhr niemand kam, schickte sie den neuen Kutschungen auf Kundschaft aus.

Schreiend kam der zurück.

„Frau Döring,“ rief er schon von fern. „Es ist ein groß' Unglück geschehen. Wo das Wärrerhäusel stand, ist der Berg niedergegangen und hat den Reibold verschüttet. Und — und —“

Die Frau sagte es wie eine grause Ahnung. „Und?“ fragte sie.

„Eine Menge Menschen sind schon da — und sie jagen — sie jagen — unser Herr ist gleich von der Kirche aus heimgegangen, und wenn er nicht daheim ist —“

Da taumelte die fränkliche Frau gegen den Türpfosten. —

Das ganze Dorf machte sich auf zu der Unglücksstelle. Ueber den Bahndamm hinaus bis ins Tal waren die Trümmer gestürzt, die Bäume, die Telegraphenstangen waren geknickt, eine riesige Schutthalde war an der Stelle des Wärrerhäuschens.

Wer war darunter begraben? War es möglich, daß noch Leben in diesem Grabe war?

Boten sprengten zur nächsten Eisenbahnstation, Depeschen trugen die Unglückskunde in alle Welt.

Schon am nächsten Tage erschienen Regierungsbeamte, unter ihnen ein Ingenieur, der den Bergsturz besichtigte.

„Möglich ist es immerhin, daß die Verschütteten leben. Wenn sich die Felswand in großen Stücken gelöst hat, so können Hohlräume entstanden sein. Es ist sogar möglich, daß die Luftzufuhr nicht ganz abgeschnitten ist. Aber Eile tut not!“

Fieberhaft ward gearbeitet. Es war Frühling geworden im Tale und die Sonne brannte heiß. Wenn die Arbeiter erlahmten, standen neue bereit. Bei Hackelschein ward in der Nacht das Werk fortgesetzt.

Vier Tage ging es ununterbrochen.

„Es nützt nichts — sie sind längst tot!“ murrten etliche.

„So müssen wir die Leichen finden, — aber Gewißheit muß sein!“

Wieder wurden alle Kräfte angespannt. Durch das Tal dröhnten Tag und Nacht die Hackenschläge. Von andern Arbeiten wurden nur die notwendigsten verrichtet. Alle Gedanken richteten sich auf die Rettung der Verunglückten.

„Wenn nicht irgendwie Luft hineingelangen kann,

sind sie längst erstickt,“ mußte selbst der Beamte zugeben.

„Haltet aus, — um Gottes willen haltet aus!“ bat der alte Pfarrer.

Von der Schluchseite her trieb man einen Stollen in den Berg hinein. In der Nacht vom fünften auf den sechsten Tag stießen sie auf ein ungeheures Felsenstück. Sie mußten die Richtung ändern.

„Das ist die Wand, die sich abgelöst hat,“ sagte der Ingenieur. „Meine Rechnung war richtig. Eine schwache Hoffnung ist noch vorhanden. Aber sie hängt an einem Haar . . .“

Draußen wurde es Tag. Karfreitag. Im Dorfe läuteten die Glocken zur Kirche.

Die oft so schlaftrigen Seelen waren wachgerüttelt worden. Das Gotteshaus war fast bis auf den letzten Platz gefüllt.

„Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfungen —“ so begann der alte Pfarrer seine Predigt. Nie hatte er dankbarere Zuhörer gehabt. Ein Blättlein hätte man fallen hören können.

„Heiliger Gott! Heiliger Herre Gott! laß uns nicht versinken in der bitteren Todesnot!“ so klangen in starkem Flehen die Schlußworte von der Kanzel herab.

Der Geistliche begab sich in die kleine Sakristei, die wie ein Maulwurfshäufen an dem Dorfkirchlein lehnte. Er trocknete sich die Stirn und legte sich einen Augenblick in den lederbezogenen Lehnstuhl.

Er mußte sich sammeln, ehe er an den Altar trat, den Segen zu spenden.

Die Orgel klang herein. Da ward plötzlich die kleine Pforte vom Kirchhof her aufgerissen, und sein Knecht stürzte herein.

„Herr Pfarrer, sie leben!“

Der Pfarrer flog empor. „Wer lebt?“

„Die Verschütteten! Sehen Sie mich nicht so an, Herr Pfarrer, es ist die Wahrheit. Mit meinen Ohren habe ich's gehört!“

„Erzähle!“

„Ich arbeitete gerade mit, da stößt einer an unsere Laterne, daß sie umfällt und erlischt. Wir mußten mit Hacken aufhören, bis sie wieder brannte, und da —“

„Und da —?“

„Wir haben es alle gehört, es war ein Ton aus dem Berg wie — nun beinah wie Musik. Wir konnten uns gar nicht halten, Herr Pfarrer, wir schrien Hurra, daß es nur so dröhnte. Dann hörten wir es wieder, da riefen wir den Herrn Ingenieur, und der sagt bestimmt, daß sie noch leben.“

Der Pfarrer fuhr sich in die weißen Haare. „Wann war denn das?“

„Vor einer halben Stunde. Wir wurden gleich darnach abgelöst, da bin ich davongestürzt, dem Herrn Pfarrer die Botschaft zu bringen.“

Der Pfarrer drückte dem Burschen die Hand. Sprechen konnte er nicht mehr.

Die Orgel schwieg jetzt. Die Gemeinde wartete ihres Pfarrers.

Nun trat er vor den Altar. Mit zitternder Stimme erteilte er den Segen.

Dann aber sprach er: „Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Er kann noch Wunder tun. In dem Herrn Geliebte: er hat ein Wunder getan. Es kommt die Kunde, daß die Verschütteten —“ die Stimme versagte ihm einen Augenblick. — „Sie leben!“ rief er dann aus. „Kommt, und laßt uns das Wunder sehen!“

Und vom Altar hinweg schritt er in vollem Ornat in den Aprilmorgen hinaus, den Weg zur Unglücksstelle entlang. Die ganze Gemeinde folgte.

Ungewohnte Aufregung hatte sich der Menschen bemächtigt, welche die Schutthalde umstanden. Niemand wich mehr vom Platze. Zwar war es jetzt wieder still im Innern des Berges, aber zu viele hatten den Ton gehört, zu deutlich war er vernommen worden. Die Kunde verbreitete sich, aus allen Tälern kamen Leute herbeigeilte. Schon war ein Arzt zur Stelle, denn wer konnte wissen, in welchem Zustande die Verunglückten aufgefunden wurden, wenn jetzt auch feststand, daß sie lebten, oder daß mindestens einer noch lebte.

Vom Berge herab kam ein langer Zug Menschen. Die Leute erkannten den Pfarrer. „Sie leben?“ „Sie leben!“ Klang es hundertstimmig von beiden Seiten. Aber nun galt es noch ein letztes Anspannen aller Kräfte. Aus Heimgehen dachte niemand. Wie ein buntes Lager sah es aus, so standen und lagerten die Menschen im Grünen. Der Pfarrer stand bei dem Doktor und dem Ingenieur.

Da stürzte wieder ein Arbeiter aus dem Stollen. „Sie leben, Herr Ingenieur, sie können uns schon hören und antworten auch.“

Der Ingenieur eilte in den dunkeln Gang. Er sah blaß aus, als er wieder heraustrat, aber seine Augen leuchteten.

„Sie leben!“ rief er. „Alle vier!“

Eine Frauenstimme tat einen hellen Schrei. Frau Döring war ohnmächtig zusammengesunken.

Der Ingenieur drang wieder in den Stollen ein. „Aushalten!“ schrie er. „In zehn Minuten müssen wir durch sein.“

„Gott sei Dank!“ Klang es ganz schwach und leise zurück.

Die zehn Minuten vergingen wie zehn Stunden. Als erster streckte der Ingenieur beide Arme durch die Durchbruchstelle. „Das Mädchen voran!“ Karl hatte sie aus dem Häuschen geschleppt. Willenlos ließ sie alles geschehen. Jetzt hielt sie seine Hand. „Nicht ohne dich,“ flüsterte sie matt.

Die beiden älteren Männer konnten auf den Knien bis zu den Nettern kriechen. Kräftige Arme erfaßten sie, hoben, trugen sie dem Lichte entgegen.

Selbst knieend zog Karl das Mädchen mit dem Rest seiner Kraft bis zu der Oeffnung. Als letzter folgte er selbst. Draußen standen die Menschen Kopf an Kopf. Als die Geretteten herausgetragen wurden, brauste ein Jubel empor, daß es von den Bergwänden hallte.

Dann wurde es totenstill. Die Verschütteten waren alle ohnmächtig geworden. „Sind sie tot?“ fragten Hunderte von Stimmen angstvoll.

Der Arzt beruhigte die Aufgeregten. „Es ist nur der plötzliche Luftwechsel, sie werden alle leben.“ Niemand rührte sich.

Da nahm der alte Pfarrer sein Käppchen ab.

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich,“ sprach er mit klarer Stimme.

Ein Hauch der Ewigkeit hatte die Herzen berührt. — — —

Sie lebten alle. Man trug sie hinab in die Mühle, alle vier. Es war der erste klare Gedanke, den der Mühlenbesitzer aussprechen konnte: „Reibold soll mit zu uns.“

Karl erholte sich schnell, die andern langsamer.



„Vater — den will ich oder keinen.“

Bis die Bahnstrecke frei war, das Häuschen neu gebaut war, blieb Reibold in der Mühle. Als er davonzog, ging er als Freund. „Menschen sind wir alle!“ sagte er mit seiner Lieblingsredensart zu dem Müller, und er hatte recht. Ein Bett, einen Tisch, eine Schüssel hatte er mit dem Hausherrn geteilt, das vergaß sich nimmer.

Auch die beiden Jungen hatten nichts vergessen. Als die Rosel wieder bei Kräften war, nahm sie den Karl bei der Hand und ging zum Vater.

„Vater — den will ich oder keinen,“ sagte sie einfach.

Was der Vater zu anderer Zeit erwidert hätte, das läßt sich leicht denken. Aber sechs Tage unter der Erde, die können schon den Sinn müde machen und das Herz weich.

So tat er denn nur einen leisen Seufzer — seinen zerronnenen Plänen nach — und gab seinen Segen.

Schwerer war es, den Widerstand der Mutter zu besiegen. Für sie war Karl der Knecht geblieben,

und dem sollte sie ihr einziges Kind, ihre Erbtöchter geben?

Aber wie war es denn mit dem Erbe? Die Mühle war gegen Feuersgefahr zwar versichert gewesen, nicht aber gegen die Wasserflut. Die Scheune und die Kadstube mußten neu aufgebaut und aus eigener Tasche bezahlt werden. Ein Teil der Felder war verschlammmt und brauchte viel fleißige Arbeit, um wieder Frucht zu tragen. Gar so leicht war es jetzt auch nicht, Schwiegerjohn in der Mühle zu sein. Zuletzt sprach der Hausherr sein gewichtiges Wort: „Ich habe mir's früher auch anders gedacht, Mutter. Aber ohne den Karl und seine Umsicht lebten wir vielleicht alle nicht mehr. Drum habe ich es zugegeben und dabei bleibt's!“

So wurden Karl und die Rosel ein Paar. Einige Jahre noch blieb der Vater Besitzer. Als aber die kränkliche Mutter starb, setzte auch er sich ins Altenteil und ließ die jungen Leute schaffen.

Ueber Dienstbotennot wird in der Mühle nicht mehr geklagt. Weit und breit ist das Haus als gute Dienststelle bekannt. Karl hat es nicht vergessen, daß auch er einst Knecht gewesen ist und wie einsam er sich oft gefühlt hat. Er behandelt seine Leute gut und denkt fleißig daran, daß er nicht nur den Haus herrn, sondern auch den Haus vater vorstellt. Alle Sonntag essen die Dienstleute, wenn sie sich sauber gewaschen und in das Feiertagsgewand gehüllt haben, mit an seinem Tische. Dann fragt und berät er sie wie ein rechter Freund. Manches gute Wort wird gesprochen und das Band des Vertrauens umschließt die Herrschaft und ihre Leute.

Der Rosel scheint es manchmal ein wenig zu viel der Freundlichkeit — denn anezogene Meinung läßt sich schwer ganz vergessen. Dann klopf ihr Mann sie auf die Schulter und meint: „Besser zu viel als zu wenig! Wie der Herr, so der Knecht. Es ist nun einmal so, wie der Vater Reibold immer sagt: Menschen sind wir alle!“ — — —

### Das Spukzimmer.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Maria Nicolai-George.



„Nun — und?“ Erstaunt blickte ich auf meine sonst sehr redselige Babette — „du machst ja ein Gesicht, als sei dir der Weizen vermagelt? Weshalb soll ich gerade dieses Zimmer nicht zum Schlafzimmer einrichten?“

„Weil —“ wieder das verlegene Räuspfern, dann ein gewaltiger Anlauf — „es spukt drinnen, Frau Pastorn!“

Belustigt blickte ich mein altes, treues Faktotum

an, dessen Gespensterfurcht mir bekannt und die schon gar oft eine Quelle der Heiterkeit für uns geworden war. In ihrer Phantasie wimmelte es von schwarzen Ungeheuern, Kobolden und Hexen, und dreimal wehe dem armen Weiblein, welchem Mutter Natur vielleicht hervorragende Zähne und schielende Augen verliehen, es konnte gewiß sein, daß Babette ihm den Eintritt ins Haus durch Davorlegen zweier gekreuzter Besen zu verleißen suchte, nach ihren Ansichten ein probates Mittel gegen Hexen und ihre teuflischen Künste.

„Wer hat dir denn dieses Märchen wieder eingebunden? Sicher irgend eine liebe alte Frau Base, und du Hasenfuß schämst dich nicht, solchen Unsinn zu glauben. Doch tröste dich nur. Ich selbst will ja mit den Kindern darinnen schlafen, für dich ist also nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß dir von irgend einem heimtückischen Geiste der Hals umgedreht wird!“

Dieser Dialog fand an einem Sommermorgen zwischen mir und meiner alten Magd statt.

Wir waren verjezt worden, und während mein Mann auf den Bergen Tirols herumkletterte, und die Kinder jedenfalls die größterliche Nachsicht bis aufs Äußerste erschöpften, hatte ich es übernommen, unser neues Heim behaglich einzurichten. Es sollte mir dies nicht schwer fallen, denn das alte Haus lag idyllisch mitten im Garten, und besonders jetzt im hellen Sommersonnenschein sah es äußerst einladend aus. Ich mußte aufs neue lächeln, als ich an Babettes Abmahnungen dachte.

Solch niedlichen kleinen Hausgeist mir als Mitbewohner des neuen Heims zu denken, hatte etwas ungemein Erheiterndes für mich, und ich hätte sehr gern einmal die Bekanntschaft solch zweifelumbrauten Wesens gemacht.

Ein unlängst gewesener Geisterprozeß, der großes Aufsehen machte, hatte auch mich lebhaft interessiert, und mit stillem Staunen sah ich aus dem Gang der Verhandlung, wie selbst sicherlich sehr durchgebildete Leute von der Echtheit der Geistererscheinungen überzeugt waren.

Trotz des Kopfschüttelns meiner getreuen Alten richtete ich das große Eckzimmer im Parterre als Schlafzimmer für mich und die Kinder ein. Es hatte auch gar nichts Unheimliches. Helle Tapeten gaben ihm ein freundliches Aussehen und durch die geöffneten Fenster strömte süßer Duft, — die große Linde dicht vor dem einen Fenster stand in voller Blüte. Daß diese Linde zugleich dicht an der Kirchhofmauer stand, wo, wie Babette mir schauernd erzählte, die Selbstmörder begraben lagen, störte mich nicht.

Von den armen Seelen, die da unten den letzten Schlaf schliefen, spürte wohl keine das Verlangen, wieder zur Erde, die sie einst freiwillig verlassen, zurückzukehren. — — —

Nun wohnten wir bereits einige Monate im Pfarrhaus. Schon begann sich das Laub der Linde gelb zu färben, die Schwalben umkreisten den alten Kirch-

turm, und man sah, daß sie zur Abreise rüsteten, der Herbst schickte seine Boten.

„Der Hausgeist“, wie ich unsern sagenhaften Hausgenossen scherzend nannte, hatte sich noch nicht blicken lassen, auch seine Seufzer und sein Stöhnen, womit er sonst der Sage nach sein Dasein verkündete, hatten wir noch nie vernommen, so daß selbst Babette, die das Spitzzimmer immer mit großem Mißtrauen ansah, sich endlich etwas beruhigte.

Da eines Abends — wir kehrten von einem Besuch in der Nachbarschaft zurück — stürzte sie uns aufgeregt entgegen, um uns voller Entsetzen zu erzählen, daß nun wirklich und wahrhaftig der Geist dagewesen sei. Deutlich habe man seine Seufzer und Klagen gehört, gerade als sie im Begriff gewesen sei, die Kinder zur Ruhe zu bringen. Kein Mensch könne sie zwingen, in dem unheimlichen Zimmer zu bleiben, und so fanden wir denn unsere Kleinen in meines Mannes Studierzimmer aufs Sofa gebettet.

Ich schalt. Mein Mann versuchte es mit ruhigen Vorstellungen, doch alles umsonst. Die Alte blieb bei ihrer Behauptung und beschwor mich, die Nacht nicht mit den Kindern in der Gespensterstube zu bleiben. Natürlich lachte ich sie aus, konnte aber doch nicht verhindern, daß ein klein wenig Aufgeregtsein mich längere Zeit am Einschlafen verhinderte. Doch alles blieb ruhig. Hell und voll stand der Mond am Himmel und seine Strahlen beleuchteten jedes Winkeln des Zimmers fast tageshell. Nichts rührte sich drinnen und draußen, sogar der gegen Abend ziemlich heftige Wind hatte aufgehört. Es war so still, daß ich die ruhigen Atemzüge der Kinder hörte. Nach und nach überkam mich der Schlaf und ich erwachte erst, als der helle Tag ins Fenster lachte.

\* \* \*

Kurze Zeit darauf waren Angst und Sorge in unserm sonst so fröhlichen Hause eingelehrt. Eine im Dorfe auftretende Kinderkrankheit, die schon manches Opfer gefordert, hatte auch unsere beiden Lieblinge ergriffen, und wir verbrachten angstvolle Stunden an den beiden Bettchen, Tag und Nacht bemüht, dem tödtlichen Feinde seine Beute streitig zu machen.

Heute nun war es besonders schlimm mit unserem Buben. Mühsam pfeifend rang sich der Atem aus der keuchenden kleinen Brust und in tiefem Jammer hielt ich das Kind im Arm, um ihm so viel als möglich Erleichterung zu schaffen. Mein Mann war nach dem Arzt gelaufen und voll zitternder Ungeduld wartete ich auf sein Erscheinen.

Draußen wüthete ein heftiger Sturm, der Regen schlug an die Scheiben und kein einziges tröstendes Sternlein zeigte sich am finstern Nachthimmel.

Die Wetterfahne auf dem alten Kirchturm stöhnte und freischte, es war so recht ein Abend, um trüben Ahnungen und schwarzen Stimmungen Raum zu geben.

Da — was war das? Deutlich hatte ich es gehört! Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer erklang hinter meinem Rücken. Erschrocken drehte ich mich nach dem

Bette meines kleinen Mädchens um. Gottlob, sie schlief fest und sanft, hoffentlich der Genesung entgegen. Wahrscheinlich hatte sie im Schlafe geseufzt. Auch der Knabe war etwas eingeschlummert unterdessen, und behutsam ließ ich mich an seinem Bettchen nieder, um den leichten Schlummer nicht zu stören. Angstvoll ruhten meine Blicke auf dem blassen Gesichtchen. Wie schmal er geworden war, mein strammer, fröhlicher Junge! Ein heißes Fieber um Erhaltung des geliebten Lebens stieg aus meinem Herzen empor. Plötzlich fuhr ich erschrocken in die Höhe. Diesmal hörte ich es deutlich, es klang aus der Ecke, wo Bubis Bett stand. Ein so schmerzvolles, klagen- des Stöhnen und Wehzen, als ringe ein Mensch mit den größten Qualen. Ich konnte es nicht ändern, daß mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Ich schalt mich selbst töricht, machte mir alle möglichen, vernünftigen Vorstellungen, doch nichts wollte standhalten. Immer wieder erklang das schmerzliche Wehzen, ohne daß es mir gelungen wäre, eine Ursache dafür zu finden. Mit der Lampe leuchtete ich in alle Ecken, ja selbst unter die Betten der Kinder, nichts war zu sehen.

Befreit atmete ich auf, als ich endlich die Schritte meines Mannes hörte, der Gott sei Dank mit dem Arzt zurückkam.

Ohne viele Worte beugte dieser sich über das Kind, und auch mein Mann folgte ihm, so daß es mir unbeobachtet gelang, meine Fassung wieder zu gewinnen. Die Klagelaute waren verstummt, doch während der Arzt und mein Mann beschäftigt waren, dem Kinde die Medizin einzuflößen, erklang abermals, doch diesmal viel lauter noch und schmerzlicher das Stöhnen, und betroffen wandten beide sich nach mir um, jedenfalls glaubten sie, das Klagen rühre von mir her. Doch mein blaßes Gesicht mochte ihnen auffallen, denn der Doktor legte den kleinen Patienten vorsichtig wieder in seine Kissen und wandte sich dann mit fragenden Blicken zu uns. Mein Mann war ebenfalls neben mich getreten und lauschte gleich mir den unerklärlichen Lauten, zugleich mit einigen Worten den Doktor über das Gerede, welches im Dorfe in Bezug auf dieses Zimmer ging, aufklärend. Aber obwohl dieser lachte und mein Mann den Kopf schüttelte, es ließ sich nicht die geringste Ursache der sonderbaren Erscheinung entdecken. Der Doktor öffnete sogar das Fenster, ja er ging hinaus, um den Garten zu durchsuchen, doch kein menschliches Wesen war zu sehen, nur der Wind rauschte in den Zweigen der Linde. Wir mußten uns einestehen, daß die Töne innerhalb des Zimmers erklangen.

Die Nacht verging unheimlich genug unter banger Sorge um das Kind und unter dem Einfluß der sonderbaren Klagetöne, die in kurzen Unterbrechungen bald laut, bald leiser forttdönten. Endlich gegen Morgen erklärte der Arzt, daß die größte Gefahr vorüber sei. Ruhig schlummernd lag der Kleine da, auch die Klagetöne, die unsere Nerven in Schwung gehalten, verklangen allmählich. Sogar draußen in der Natur wurde es ruhiger, und befreit atmeten wir

auf und begrüßten den ersten Sonnenstrahl mit heißem Dank gegen Gott. Am anderen Tage sprachen wir lange über den rätselhaften Vorgang der Nacht. Aber trotzdem wir die Sache von allen Seiten beleuchteten und zu erklären suchten, es wollte uns nicht gelingen, und ein leises Mißtrauen gegen das Sputzimmer blieb lange Zeit in uns zurück, trotzdem ich mich schon der Leute halber weigerte, das Zimmer mit einem anderen zu vertauschen.

Es schien übrigens, als ob der Geist sich zurückgezogen habe, wenigstens gab er uns längere Zeit keinen Beweis seines Daseins.

Doch in einer stürmischen Nacht erwachte ich plötzlich, um im selben Moment auch schon im Bett in die Höhe zu fahren. Schreckhaft deutlich hörte ich wieder das klagende Wimmern. Behutsam, damit die Kinder nicht erwachten, machte ich Licht und ging dann, um meinen Mann zu rufen, denn mir ward nachgerade doch zu unheimlich so allein.

Während wir beide aber noch so standen und tauschten, mischten sich andere, nicht minder schreckhafte Töne in die Geisterlaute — Feuerlärm.

Dicht neben unserm Haus war das Feuer ausgebrochen und gnade uns Gott bei dem Sturm. Mein Mann eilte hinaus. Ich weckte die Kinder, um sie anzukleiden und nötigenfalls sofort in Sicherheit bringen zu können.

Währenddem waren auch die Leute wach geworden und eben trat Babette ein, doch nur, um in selben Augenblick entsetzt wieder zurückzufahren.

„Der Geist“, nur diese zwei Worte rangen sich über ihre blassen Lippen, und der Schreck war ihr so in die Glieder gefahren, daß sie vollständig gebrochen und zu jeder Handreichung unfähig auf der Treppe saß. Auf all mein Zureden erhielt ich nur die eine Antwort: „Was nützt alles? Der Geist hat uns Unglück verkündet und wir werden abbrennen.“

Dabei blieb sie und beinahe mußte man ihr Recht geben, daß es ein unheimlich Anzeichen sei, denn immer näher rückte das verheerende Element. Schon flogen glühende Funken auf unsern Hof, der Rauch drang ins Zimmer und alle Anstrengungen der Menschenhände schienen unser Heim nicht vor dem Untergang retten zu können.

Scheu gewordenen Pferde stürmten vorbei, Rindvieh und Schweine kampierten auf der Dorfstraße, dazwischen ein Geschrei von Menschen und Tieren, ein ohrenbetäubender Lärm. Wer noch nie Großfeuer auf dem Dorfe erlebt, kann sich kaum einen Begriff der dabei herrschenden Verwirrung machen.

Und endlich mußten auch wir daran denken, das Haus zu räumen. Babette schickte ich mit den Kindern nach dem sicher gelegenen Schulhaus, indessen ich mit Hilfe meines Mannes eilig begann, das Wichtigste zusammenzupacken.

Doch das Schlimmste blieb uns erspart. Wohl richtete das Feuer auch an unserem Hause beträchtlichen Schaden an, doch waren es sonderbarerweise hauptsächlich die Parterrezimmer, die gelitten hatten und zum Teil völlig unbewohnbar geworden waren,

ein Schaden, der immerhin zu ertragen und wieder gutzumachen war.

Natürlich hatte sich mit Blitzesschnelle das Gerücht im Dorfe verbreitet, daß der Sputzgeist des Pfarrhauses das Unglück „gemeldet“ habe, und unaufhörlich kamen Leute, um sich die grauliche Sache schildern zu lassen und das Sputzimmer mit angstbleichen Gesichtern zu besichtigen.

Wir mühten uns, den Leuten die Sache so natürlich als möglich hinzustellen, ableugnen konnten wir den Vorgang indessen nicht, da ja auch unsere Leute Zeugen davon geworden waren.

Gerade das Zimmer war am meisten beschädigt worden. Die Fenster zum Teil zersprungen, die Decken verbrannt, Decke und Wände rauchgeschwärzt. Wir durchsuchten nochmals genau jedes Winkelchen. Vielleicht fand sich doch irgendwo eine geheime Tür, durch welche der Wind eindringen konnte, so die unheimlichen Laute hervorbringend. Nichts war zu entdecken. Wir standen ratlos und trotz unserer Aufgeklärtheit recht unaufgeklärt dem rätselhaften Vorgang gegenüber. Meine Ungläubigkeit in solchen Dingen konnte es aber doch nicht hindern, daß ich recht befriedigt mein Haupt am Abend in einem weniger interessanten Zimmer zur Ruhe bettete.

Die nächste Zeit bildete die Geistergeschichte das Gesprächsthema des ganzen Dorfes, ja der ganzen



Es war nichts als eine starke Baumwurzel, und doch war diese der Missetäter.

Umgegend, und als sie ein wenig eingeschlafen war, wurde sie durch den beginnenden Reparaturbau wieder aufgeweckt.

Die Furcht der Leute ging so weit, daß sie sich weigerten, einzeln im Sputzimmer zu arbeiten.

Eines Morgens — wir saßen eben beim Kaffee — erschien eiligst Babette und forderte uns auf, doch mal zu den Arbeitern ins Spitzzimmer zu kommen, da sie etwas entdeckt hätten.

Eilig und gespannt folgten wir der Aufforderung, uns im stillen schon auf ein Gerippe oder etwas Derartiges gefast machend.

Es war nichts als eine starke Baumwurzel, und doch war diese der Missetäter, der das Zimmer in Verruf gebracht und den Spitzgeist gespielt hatte. Sie hatte sich dicht unter die Dielung gedrängt, sich hart daran reibend, und es war ganz erklärlich, daß bei stürmischem Wetter, wenn die Linde hin- und hergebeugt wurde, durch die Reibung jene unerklärlichen Laute hervorgebracht wurden.

Wir waren sehr befriedigt von dieser so einfachen, natürlichen Lösung der Geipensterfrage. Die Arbeiter und besonders Babette waren jedoch nur halb überzeugt. Jrgend ein herumspulender armer Sünder hätte ihnen viel besser zu ihrer abergläubischen Furcht gepaßt. Sie schüttelten sehr zweifelnd die Köpfe, so daß mein Mann beschloß, die Probe zu machen und es nochmals „spuken“ zu lassen, um dadurch endgültig die Geistergeschichte aus dem Wege zu räumen. Die Dielen wurden wieder eingefügt, dann ließen wir ein starkes Seil um den Stamm der Linde schlingen und mehrere starke Männer mußten den Baum zu beugen suchen. Der Effekt blieb denn auch nicht aus, wenn auch schwach, so doch deutlich hörbar, erscholl das Wimmern und Mechzen wieder, da mußten denn die Zweifel verstummen. Ob dies bei den Leuten ganz der Fall war, ich wage es nicht unbedingt zu behaupten. Jedenfalls muß ich das eine frei gestehen, daß über mich ein recht befreiendes Gefühl kam bei dieser Lösung.

Der Eindringling wurde beseitigt und nach Vollendung der Reparaturen bezog ich aufs neue mein altes Quartier, trotz Babettes vielsagendem Kopfschütteln.

Und ich schlief prachtwoll darinnen gar manche Nacht, verlebte auch noch manche angstreiche, sorgenvolle Stunde zwischen seinen Wänden, doch die Geisterstimme erklang nicht wieder, sie ist verstummt bis heute. — — —

### Kuriert.

Fräulein Eugenie: „Aber nicht einmal die primitivsten Anstandsregeln beobachten Sie, Herr Quastelmeyer! Jedermann gießt aus der entkorkten Flasche das Oberste sich ein, ehe er die anderen versteht.“ — Herr Quastelmeyer: „Da tun S' mir unrecht, Fräulein Eugenie. Hab's früher nie unterlassen, das alles mitzumachen, und heute noch mag ich jede Mode leiden, wenn's einen Sinn hat; aber die hat keinen Sinn. Seit ich einmal auf die Art den ganzen Mund voll Siegelack und Kork bekommen, seit dem Tag mach' ich die dumme Mode nimmer mit.“

### Des Lehrers Hinkenden Boten Standrede über das Messen der Elektrizität.



Der geneigte Leser wird gebeten, den Ort Mattental, wo diese Standrede gehalten wurde, nicht auf der Landkarte zu suchen. Er könnte ihn am Ende nicht finden.

Im letzten Frühjahr wanderte der Hinkende über Bühl und Raftatt das Rheintal hinunter. Sein Weg führte durch das saubere und freundliche Dorf Mattental. Er benutzte die Gelegenheit, nach langer Zeit wieder einmal in dem wohlbekanntem und altherühmten Gasthaus zum Hirschen einzukehren. Am „Bachwiesentisch“ neben der Ginstenke saßen die Stammgäste in eifrigem Gespräch.

„Guten Tag!“ sagte der Hinkende und gab der Hirschwirtin die Hand. „Wie geht's, wie steht's?“  
„I dank s'chee; 's geht mer jek widder besser. Aber i bin lang krank g'weßt. Ma het<sup>1)</sup> jo sterwe un verderwe kenne, seit Ihr 's letscht Mol do g'weßt seid. Werdt Ihr am End gar in Euerm Alter noch hochmütig un wollt vun dene dumme Bauersleut nix meh wisse?“

So antwortete die Wirtin in freundschaftlich scheltendem Ton. Der Hinkende kennt sie und weiß, daß es nicht böse gemeint ist. Er hängte also ruhig Hut und Känzel an den Nagel und setzte sich zu den andern an den Bachwiesentisch.

Die Gemarkung von Mattental ist verhältnismäßig groß, besteht aber fast ganz aus magerem Sandboden. Nur eine Gewann ist sehr fruchtbar: die Bachwiesen. Wer da ein Grundstück hat, gehört schon zu den wohlhabenderen Bürgern, und die setzen sich, wie anderwärts auch, an einen besonderen Tisch zusammen. Man sieht, der Hinkende hatte eigentlich kein Recht, an den Bachwiesentisch zu sitzen; aber mit den „Herren“ wird eine Ausnahme gemacht und mit

<sup>1)</sup> Man hätte.

dem Hinkenden erst recht. Die Mattentaler kennen ihn und wissen, daß er sie und ihr Dorf gern hat.

„Hinkender,“ sagte der Bürgermeister, „Ihr kommt wie g'ruße. Ihr müßt uns en gute Rot gewe. Grad wie dr kumme seid, hewe mer von dere Sach g'redt; awer mer werre net einig.“

Die Knickershäuser Fabrik will a groß elektrischs Werk baue. Jetz hot sie bei dene umliegende G'meine ang'frot, ob mer ihr kei Elektrizität abkase täte.



Der Hinkende wanderte über Bählt und Raßatt das Rheintal hinunter.

Je mehner g'macht werd, um so billiger tät a Kilowatt kumme.

Mir wär's schon recht. Mer kannte 's Nothaus un die Schule un die Ortsstroße elektrisch beleuchte, wann's net zu teuer wär. Awer do ligt der Has im Pfeffer. Mer wisse jo gar net, was a Kilowatt isch. Ueberhaupt kann i mer net vorstelle, wie ma so Elektrizität messe will, un 's kummt mer schier vor, wie wann's die Herre selwer net recht wüßte; oder sie wolle uns erw mache. Einol redde sie vun Kilowatt, no widder vun Watt un Volt un Ohm un Ampere. Jedesmol nenne sie's annerscht. 's werd zwar schon G'seher gewe, wu davor Sorge, daß die Abnehmer net übers Dhr g'haue werre; awer mißlich isch's halt doch, wann ma nix vun der Sach versteht un muß grad zahle, was verlangt werd. Unser Bürger sen aa<sup>1)</sup> arig mißtrauisch gege alle Herre, vorab gege die Knickershäuser.“

„Mer wisse warum,“ brummte der Schuster Schnepf vor sich hin.

„Loß mi ausredde!“ sagte der Bürgermeister.

„Hinkender, Ihr wißt jekt, wie die Sach schteht. Wie solle mer's mache?“

„Das ist einfach,“ nahm der Hinkende das Wort. „Ihr lernt, was Ihr nicht könnt. Ihr lernt, wie

<sup>1)</sup> auch.

man die Elektrizität mißt. Dann kann Euch kein Mensch über den Löffel balbieren.“

Wie der Hinkende hier eine Pause machte, um seine Pfeife anzuzünden, sprach der Gieser-Peter bedächtig: „Do hew i aa schon dra gedenkt. Awer 's isch net so eifach. Zerscht hew i der Lehrer g'frot, ob er mer's net erkläre wöllt un vielleicht a Buch lehne, wu's drin schteht. Der Lehrer hot awer g'sagt, 's Messe vun der Elektrizität wär arig schwer, un des kennt mer nummer aam<sup>1)</sup> erkläre, wu schon viel g'studiert hot. Sei Bücher täte mer nix nütze; i tät sie doch net verschtehe. Do bin i net mit zufriede g'weßt un heb amol so bei G'legeheit der Doktor g'frot. Der hot g'lacht un hot g'sagt, 's wär net netig, daß mir Bauere alles verschtehne.“

Der Hinkende hatte indessen seine Pfeife in Brand gesteckt und mit Wohlbehagen ein paar kräftige Züge getan. Jekt nahm er wieder das Wort. „Das Messen der Elektrizität ist gar nicht so schwer zu verstehen, wie die meisten Leute meinen. Es gehört nur gesunder Menschenverstand dazu, un den habt Ihr ja. Wenn Ihr es gerne lernen möchtet, so will ich einmal wieder mein Lehrgeschick versuchen. Hirschwirtin, gebt mir einen frischen Schoppen un ein Stück Kreide!“

Alle rückten auf ihren Plätzen zurecht, lebhaftes Wißbegier in den wetterbraunen Gesichtern. Die Hirschwirtin brachte Wein un Kreide un setzte sich



Der Hinkende hat eigentlich kein Recht, an den Bachwiesentisch zu sitzen, aber mit den „Herren“ wird eine Ausnahme gemacht.

dann neben den Ofen auf das Holzkistlein. „I will's aa höre“, bemerkte sie kurz. Der Hinkende fing an:

I. Wir sagen: Die Elektrizität fließt oder strömt. Wir vergleichen sie also mit dem Wasser. — Warum fließt das Wasser im Bach? Der Grund

<sup>1)</sup> nur einem.

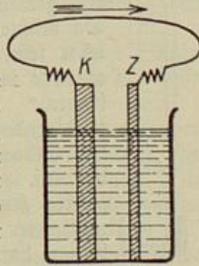
oder Boden des Baches liegt gegen die Quelle hin höher, gegen die Mündung tiefer; er hat Gefälle. Das Wasser sucht aber immer die tiefste Stelle auf, deshalb kann es nie zur Ruhe kommen; es fließt. — Warum fließt das Wasser im Leitungsrohr senkrecht hinauf bis in den dritten und vierten Stock der Häuser? Es fließt doch sonst nicht den Berg hinauf!

Der Hintende nahm die Kreide und zeichnete die hier abgedruckte Figur auf den Tisch. Dann redete er weiter: Das Reservoir oder Sammelbecken der Leitung liegt höher als die höchsten Häuser der Stadt. Das Wasser wird durch sein eigenes Gewicht gewaltfam



in die geschlossenen Röhren gepreßt und sucht einen Ausweg. Es hat Druck oder Spannung. Dieser Druck treibt es im Hause aufwärts, und wenn der Hahn geöffnet wird, so strömt es mit Gewalt aus.

Der Hintende machte eine zweite Zeichnung und erklärte sie: Wir stellen in ein Gefäß mit Wasser und Schwefelsäure zwei Metallplatten: Kupfer und Zink. Die vorstehenden Enden der Platten verbinden wir durch einen Kupferdraht. Dann fließt in dem Draht Elektrizität vom Kupfer zum Zink. Woher mag das kommen? Zwischen Kupfer und Zink muß es etwas Ähnliches geben wie das Gefälle des Flusses oder der Druck der Wasserleitung. Wir könnten es elektrisches Gefälle, elektrischen Druck oder elektrische Spannung nennen. Die Gelehrten und Techniker nennen es elektromotorische Kraft; das heißt auf deutsch Elektrizität bewegende Kraft. Man merkt schon am Namen, daß die Gelehrten vom Wesen dieser Kraft auch nicht viel mehr wissen als andere Leute. Denn wenn sie etwas nicht verstehen, so geben sie ihm einen lateinischen Namen.



Hätten wir statt der Kupferplatte ein Stück Kohle genommen, so wäre die Elektrizität rascher durch den Verbindungsdraht geflossen. Von der Kohle zum Zink muß also das elektrische Gefälle oder die elektromotorische Kraft stärker sein als vom Kupfer zum Zink. Aber wieviel stärker? Um das sagen zu können, muß erst eine bestimmte elektromotorische Kraft als Maß angenommen werden.

Wenn ich sage: Von Mattental nach Babel-

stadt ist es weiter als nach Sumpshausen, so kann sich ein landsfremder Mensch nicht viel dabei vorstellen. Sage ich aber: Nach Sumpshausen ist es sieben Kilometer, nach Babelstadt neun, dann weiß jeder, woran er ist; denn der Kilometer ist eine genau begrenzte und allgemein bekannte Wegstrecke.

Wie ich hier die Entfernung in Kilometern angegeben habe, so gibt man bekanntlich von einem Hausplatz oder Garten an, wie viel Quadratmeter er groß ist; von einem Weinsäß, wie viel Liter es hält; von einer Last, wie viel Kilogramm sie wiegt, und von einer Dampfmaschine, wie viele Pferdekräfte sie stark ist.

Wenn ein Bach auf 100 Meter Länge 2 Meter fällt, so sagt man: sein Gefälle ist  $\frac{2}{100}$  oder 2 Prozent. Wenn das Reservoir der Wasserleitung 50 Meter über den Straßen der Stadt liegt, so hat die Leitung einen Druck von 50 Metern. Der elektrische Druck oder die elektromotorische Kraft wird nicht in Prozenten oder Metern angegeben, sondern in Volt. Kupfer und Zink geben rund 1 Volt, Kohle und Zink fast 2 Volt elektrische Spannung.

Der Hintende legte seine ausgegangene Pfeife weg, nahm einen Schluck Wein und sah die Zuhörer prüfend an. Als niemand eine Frage stellte und alle auf das Weitere gespannt schienen, fuhr er fort:

2. In unseren Schwarzwaldbächen liegen mächtige Felsblöcke, einer neben und hinter dem andern. Da prallt das Wasser an und wird in seinem Lauf etwas aufgehalten. Die Felsblöcke widersetzen sich dem Wasserlauf; sie sind ein Hindernis oder Widerstand. — Wenn wir in einem Haus, das nahe beim Wasserturm steht, den Hahn der Leitung öffnen, so schießt das Wasser mit großer Gewalt heraus. Am entgegengesetzten Ende der Stadt fließt es lahm und träge. Bis sich das Wasser durch das lange und immer enger werdende Rohr gezwängt hat, ist von seinem ursprünglichen Druck viel verloren gegangen. Das Leitungsrohr übt einen Widerstand aus, wie die Felsblöcke im Bach. Ein langes Rohr verursacht natürlich mehr Widerstand als ein kurzes; ein enges mehr als ein weites und ein innen rauhes Rohr mehr als ein glattes.

Wie das Leitungswasser durch Röhren, so fließt die Elektrizität durch Drähte und erleidet dabei Widerstand. Ein langer Draht leistet mehr Widerstand als ein kurzer, ein dünner Draht mehr als ein dicker. Aber was können wir mit der Glätte oder Rauheit des Wasserleitungsrohres vergleichen? Durch einen Kupferdraht fließt die Elektrizität leichter und lieber als durch einen eisernen Draht von der gleichen Stärke und Länge. Der Kupferdraht wäre also mit dem innen glatten Rohr zu vergleichen, der Eisendraht mit dem rauhen. Die Elektrotechniker sagen: Kupfer leitet die Elektrizität besser als Eisen; Kupfer hat weniger Widerstand.

Hier wurde der Hintende von der Hirschwirtin unterbrochen. „Jetzt halt amol! I muß jetz dumm froge. I heb doch aa schon Delegraphedroht g'gehne.“

Wie kann dann do Elektrizität durchfließe? 's isch jo gar kei Loch drin."

"Schwäh net so dumm! Du blamierst jo 's ganz Dyt," fiel der Franz-Matthees ein, welcher mit der Hirschwirtin Geschwisterkind ist und sich mehr erlauben darf als ein anderer.

Der Hinkende warf sich ins Mittel. "Die Hirschwirtin hat gar nicht dumm geschwät. Sie hat geredet wie eine verständige Frau, die alles selber überlegt und nicht einfach glaubt, was man ihr sagt. Diesmal ist allerdings ihr Zweifel am unrechten Platz. Die Elektrizität kann durch den Draht fließen, ohne daß er hohl zu sein braucht."

"'s isch mer als aa so gange, wie der Hirschwertin," sagte der Bürgermeister. "Aber 's muß schon so sein, wie der Hinkend seht; sonst kennt ma jo net telegraphiera."

Der Siefer-Peter nahm das Wort. "I denk mer die Sach so: Wann die Hirschwertin der Fäßhahne uffdreht, no leest der Wei grad runner in der Krug nei. Wann i aber en Stock hinheb, daß der Strahl druff fällt, no fließt der Wei schief am Stock runner. So werd's wahrscheinlich aa mit der Elektrizität sei; sie werd nummer<sup>1)</sup> aufse am Droht hinstieße, net durchs Eise oder Kupfer durch."

"Das habt Ihr Euch recht schön erklärt, Peter; aber es ist nicht so. Die Elektrizität geht wirklich durch den Draht hindurch, nicht an ihm hin." So der Hinkende.

Aber der Schmidt-Philipp machte eine ungläubige Miene. "Hinkender, des kummt mer artlich vor. I maan als, Ihr wollt uns uhe. Wann die Elektrizität wirklich durch des massiv Eise oder Kupfer geh kennt, des wär jo a Wunner, un i heb g'maant,<sup>2)</sup> Ihr glaabt an kei Wunner."

"Lieber Schmidt-Philipp, an solche Wunder glaube ich. Solche Wunder hat die Natur viele. Wir Menschen sind gewöhnlich nur so gedankenlos, daß wir sie gar nicht bemerken. Ist das Glas nicht ein sehr dichter Körper, der keine noch so feine Flüssigkeit durchläßt? Geht nicht trotzdem das Sonnenlicht ungehindert hindurch und auch die Sonnenwärme? Ist es nicht hinter den geschlossenen Fenstern so hell und warm, wie draußen an der freien Sonne? Wenn der Sonnenstrahl durch das massive Glas gehen kann, warum soll die Elektrizität nicht durch den massiven Metalldraht gehen?"

Der Schmied nickte: "Des isch woher, un i seh aa, daß es Euch Ernst isch. Nennt mer mei Redd net übel!"

Der Hinkende fuhr fort: Wir haben vorhin gesagt, daß die Elektrizität beim Durchfließen einer Leitung Widerstand erfährt, wie das Wasser, wenn es sich durch die Röhren der Wasserleitung pressen muß. Für den elektrischen Widerstand muß man natürlich auch ein Maß haben.

Stellt Euch vor, wir hätten ein 106 Zentimeter langes Glasrohr, dessen Höhlung 1 Quadratmilli-

meter Querschnitt hat. Wir verschließen das untere Ende durch eine aufgefettete Metallkapsel, füllen die Höhlung mit Quecksilber und fitten auch auf das obere Ende eine Metallkapsel. Das ist die Maßeinheit für den Widerstand der elektrischen Leitungen und heißt ein Ohm.

Durch das Glas kann keine Elektrizität fließen, das eingeschlossene Quecksilber ist die Hauptsache.

Weil es dünn und lang ist, spricht man gern von einem "Quecksilberfaden". Wir könnten es auch mit einem Draht vergleichen. Dieser Leitungsdraht aus Quecksilber hat einen Querschnitt von 1 Quadratmillimeter und eine Länge von 106 Zentimeter. Man kann also sagen: ein Ohm ist der Widerstand eines Quecksilberfadens von 1 Quadratmillimeter Querschnitt und 1,06 Meter Länge.

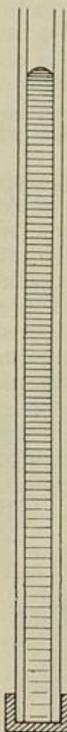
"Was?" rief es von einem anderen Tisch herüber. "A Ohm isch hummert badische Maß. Daß des in so a Glasröhrle neigeh soll, kennt 'r amme annere<sup>1)</sup> weis mache. So dumm bin i net."

Die Gäste am Backweisentisch lachten, und der Bürgermeister sprach: "Ihr müßt Euch net schtöre losse, Hinkender. Der Hann-Adam isch kaaner vun de G'scheitschte. Aber ebbes wunnert mi aa. Warum hot mer denn vor des Ohm so a ungschickt Läng g'numme. Wär's net besser, wann ma den Quecksilberfaden grad en Meter lang mache tät?"

So war es auch früher. Aber **Querschnitt** dann sind einmal die berühmtesten Elektrizitätsprofessoren der ganzen Welt in Paris zusammengekommen und haben beschlossen, daß der Quecksilberfaden 1,06 Meter lang sein muß. Wenn man nach dem Grund fragt, sagen sie, das könne ein gewöhnlicher Mensch nicht verstehen. Da müßte einer schon ebenso unmäßig gelehrt sein, wie sie selber, und dann wisse er es so wie so und brauche nicht erst zu fragen." Nach dieser allerdings wenig befriedigenden Auskunft nahm der Hinkende den Gedankenengang seiner Standrede wieder auf.

Ein Kupferdraht von einem Quadratmillimeter Querschnitt und einem Meter Länge hat 0,017 Ohm Widerstand, ein Eisendraht von denselben Maßen 0,1 Ohm. Diese Zahlen nennt man spezifische Widerstände. Man sagt also: der spezifische Widerstand des Kupfers ist 0,017, der des Eisens 0,1. Eisen ist ein fast 6mal schlechterer Leiter als Kupfer; denn 0,1 ist fast 6 • 0,017.

Silber leitet noch ein wenig besser als Kupfer. Sein spezifischer Widerstand ist nur 0,016. Aber wegen der viel höheren Kosten werden keine silbernen



<sup>1)</sup> nur. <sup>2)</sup> gemeint.

<sup>1)</sup> einem andern.

Leitungen gemacht. Viele Metalle, besonders Legierungen, leiten noch bedeutend schlechter als Eisen. Bei meinen weiteren Auseinandersetzungen werde ich nur von Kupfer und Eisen reden.

Die Matentaler nehmen alles gründlich. Der Hinkende wurde schon wieder durch eine Frage unterbrochen.

„Wann mer die elektrisch Leitung errichte losse von Knickershaufe hieher, wie viel Widerstand werd dann die kriege?“

„Das ist sehr wenig. Wir werden nachher eine Aufgabe machen, worin es vorkommt. Jetzt will ich Euch zuerst ein Beispiel vorrechnen, wo der Widerstand groß ist:

„Wieviel Widerstand hat der Telegraphendraht zwischen Mannheim und Freiburg?“

Der Draht ist von Eisen, 4 Millimeter stark und 208 Kilometer oder 208000 Meter lang. Hätte er 1 Quadratmillimeter Querschnitt ( $1\frac{1}{8}$  mm Durchmesser), so hätte jeder laufende m 0,1 Ohm Widerstand und die ganze Strecke  $208000 \cdot 0,1 = 20800$  Ohm. Der Querschnitt ist aber  $2 \cdot 2 \cdot 3,14 = 12,56$  Quadratmillimeter. Durch diesen Querschnitt kann die Elektrizität 12,56 mal leichter fließen als durch 1 Quadratmillimeter, oder der ganze Widerstand ist  $\frac{20800}{12,56} = 1656$  Ohm.

Wir haben zuerst den spezifischen Widerstand mit der Länge vervielfacht und was herauskommt durch den Querschnitt geteilt.

Ganzer Widerstand =  $\frac{\text{Spezifischer Widerst.} \times \text{Länge}}{\text{Querschnitt}}$

Dabei muß immer die Länge in Metern angeschrieben werden und der Querschnitt in Quadratmillimetern.

Wir wollen nach der gefundenen Regel noch eine Rechnung machen: Für die Einrichtung von Haus-telegraphen nimmt man gewöhnlich 0,9 Millimeter starken Kupferdraht. Wie viel Widerstand haben 50 Meter von diesem Draht?

„Hinkender, vergeßt 's Trinke net! Kriegt 'r dann kein truckene Hals vun dem viele Spreche?“ So mahnte die Wirtin.

Der Bürgermeister hob das Glas. „'s isch woher; mer wolle en Schluck nehme. G'sundheit, Hinkender! Die Elektrizität soll lebe! So, jetzt ruht e bissel aus! Die Rechnung, wu dr uffgewe hät, kann der Peter mache. Was der amol g'hört und g'sehe hot, des kann er.“

Der Peter zierte sich nicht und machte keine Ausrede. „I will's probiere. Was i net weiß, müßt 'r mer halt sage, Hinkender.“ Er nahm ein schon vor ihm liegendes Stück Kreide und fing an.

„Zer'scht such i der Querschnitt vum Leitungsdroht. Wie dick isch der Droht?“

„0,9 Millimeter.“ antwortete der Hinkende. „Gut, wann der Durchmesser  $\frac{9}{10}$  Millimeter meßt, no hot der Halbmesser  $\frac{9}{20}$  Millimeter, un der Querschnitt isch  $\frac{9}{20} \cdot \frac{9}{20} \cdot \frac{22}{7}$  Quadratmillimeter. 9 mol 9 isch 81. 81 mol 22 des kann i net im Kopf ausrechna.“

Er nahm die Kreide und rechnete still für sich. „1782“ sagte er dann laut und rechnete im Kopf weiter: „20 mol 20 isch 400, un nochamol mit 7 vervielfacht, isch 2800. Jetzt muß i 1782 durch 2800 deila. — Der Querschnitt isch 0,64 Quadratmillimeter.“

„Gut,“ sagte der Hinkende. „Jetzt kommt die Länge und der spezifische Widerstand.“

„Der spezifisch Widerstand vom Kupfer isch 0,017. Das hew i mer vorhin g'schwind doher geschriwe uff der Disch.“

„Der ganz Widerstand von dem Kupferdroht isch: Läng', mit em spezifische Widerstand vervielfacht un durch der Querschnitt gedeilt:  $\frac{50 \cdot 0,017}{0,64}$ . Sunnert mol 0,017 wär 1,7. Von dem muß i d' Hälft nemma,

sen 0,85, un des muß i mit 0,64 deila.“ Er schrieb an 85:64 und rief nach wenigen Augenblicken: „1,33! Des isch  $1\frac{1}{3}$  Ohm. I het gedenkt, 's muß mehner gewe.“

„Das habt Ihr gut gemacht, Peter. Ihr geht ja mit den gemeinen Brücken und Dezimalzahlen



Er nahm die Kreide und rechnete still für sich.

um, wie wenn das Euer tägliches Geschäft wäre. Euer Lehrer muß ein tüchtiger Mann gewesen sein und Ihr selbst ein fleißiger Schüler.“ So lobte der Hinkende und fuhr dann in seiner Standrede weiter.

3. Wir haben zuerst von der elektromotorischen Kraft gesprochen, dann vom Widerstand, und jetzt kommen wir an die Stromstärke.

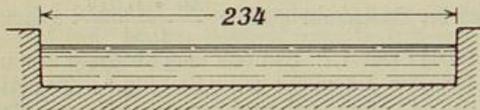
Wie stark ist der Rheinstrom? Das ist eine sonderbare Frage, werdet Ihr denken. Man kann doch den Rhein nicht mit so und so viel Paar Ochsen vergleichen.

Nur gemacht! Die Ingenieure können das. Aber so habe ich es gar nicht gemeint. Unter der Stärke eines Stromes versteht man seine Wasserfülle, die

Wassermenge, welche in einer Sekunde den Strom hinunterfließt. Weil immer wieder Seitenflüsse in den Hauptstrom einmünden, wird dieser immer stärker. Wir müssen also eine bestimmte Stelle ins Auge fassen. Wie stark ist der Rhein bei der Kehlener Brücke?

Dem geneigten Leser wollen wir bei dieser Gelegenheit verraten, daß ziemlich nahe bei Mattental auch eine feste Rheinbrücke ist. Aber der Hinkende kommt natürlich von Lahr aus viel öfter nach Kehl und Straßburg, als nach Mattental und Germersbach. Daher kennt er den Rhein bei Kehl genauer.

Die Standrede wird fortgesetzt: Die Breite des Rheinstroms, an der Brücke bei Kehl gemessen, ist



234 Meter, die Tiefe bei mittlerem Wasserstand 3,13 Meter. Der Querschnitt ist also  $234 \cdot 3,13$ ; das macht 732,42 Quadratmeter.

Wir müssen noch wissen, wie schnell das Wasser fließt. An einer leeren Flasche, die man hineinwirft, kann man beobachten, wie weit sie in einer Stunde fortgetragen wird. Man findet  $6\frac{1}{2}$  Kilometer. Das Wasser legt also in einer Stunde  $6\frac{1}{2}$  Kilometer

zurück, in einer Sekunde  $\frac{6500}{60 \cdot 60} = 1,8$  Meter. Wenn wir an der Brücke stehen, so fließen in jeder Sekunde  $732,42 \cdot 1,8$  Meter = 1318,356 Kubikmeter Wasser an uns vorbei, und das nennt man die Stromstärke des Rheins bei Kehl. Es ist, nebenbei gesagt, eine gewaltige Wassermenge für eine so kurze Zeit. Wenn man es auf der Eisenbahn transportieren wollte, wären 132 Güterwagen dazu nötig, von denen jeder 200 Zentner trägt.

Beim elektrischen Strom, welcher keine Nebenflüsse hat, gibt die Maßzahl der Stromstärke an, wie viel Elektrizität in einer Sekunde an jeder beliebigen Stelle durch die Leitung fließt. Die Maßeinheit der Stromstärke heißt Ampere. Beim Aussprechen dieses Wortes muß man tun, wie wenn das letzte e gar nicht da wäre. Es ist französisch, und die Franzosen schreiben alles anders, als sie sprechen. Manchmal sprechen sie auch anders, als sie denken.

Wir wollen das, was die elektrische Spannung hervorruft und dadurch den elektrischen Strom erzeugt, die Stromquelle nennen, weil wir ja doch die Elektrizität mit fließendem Wasser vergleichen. Dann können wir sagen: 1 Ampere ist die Stärke des Stromes, welcher durch eine Leitung von 1 Ohm Widerstand fließt, wenn die Stromquelle 1 Volt elektromotorische Kraft hat.

Kennen wir die elektromotorische Kraft einer Stromquelle und den Widerstand der Leitung, so sind wir im Stande, die Stromstärke auszurechnen. Wir wollen auf unser früheres Beispiel zurückkommen:

Zum Telegraphieren von Mannheim nach Frei-

burg werden als Stromquelle 38 Weidinger-Elemente von je 0,85 Volt Spannung benutzt. Wie stark wird der Strom?

Unsere Stromquelle hat  $38 \cdot 0,85 = 32,3$  Volt Spannung. Den Widerstand des Leitungsdrahtes haben wir schon ausgerechnet. Er ist 1656 Ohm. Das ist aber nicht alles. Der Schreibapparat in Freiburg hat 114 Ohm Widerstand und der Strom muß in der Erde wieder zurücklaufen nach Mannheim. Dafür rechnen wir 40 Ohm. Der ganze Widerstand wäre also  $1656 + 114 + 40 = 1810$  Ohm. Hätte die Stromquelle 1 Volt Spannung, so würde sie durch eine Leitung von 1 Ohm Widerstand 1 Ampere elektrischen Strom treiben. Die Stromquelle von 32,3 Volt würde durch 1 Ohm Widerstand 32,3 Ampere Strom treiben. Der Widerstand ist aber 1810 Ohm; deshalb bekommt man einen 1810mal schwächeren Strom.

$\frac{32,3}{1810} = 0,018$  Ampere. Das ist sehr wenig; aber es reicht aus, weil der Schreibapparat außerordentlich leicht beweglich ist.

Wir haben in unserer Aufgabe die Stromstärke gefunden, indem wir die Spannung durch den Widerstand teilten.

$$\text{Stromstärke} = \frac{\text{Spannung}}{\text{Widerstand}}$$

Diese Rechenregel, welche für die Elektrotechnik von großer Wichtigkeit ist, wurde von einem deutschen Physikprofessor namens Ohm zuerst angegeben. Deshalb heißt sie das Ohmsche Gesetz. Dem Professor Ohm zu Ehren hat man auch die Maßeinheit für den elektrischen Leitungswiderstand ein Ohm genannt.

„Des het i schon lang gen wisse möge. I heb nummer net 's Herz ghat zu froge weger<sup>1)</sup> em Franz-Mathees.“ So sagte die Hirschwirtin. Der Hinkende fuhr fort:

Das Ohmsche Gesetz wird häufig in einer anderen Form angegeben:

$$\text{Spannung} = \text{Stromstärke} \times \text{Widerstand}$$

Je nachdem die Aufgabe gestellt ist, wendet man bald die erste Fassung an, bald die zweite.

Ich will Euch noch eine Aufgabe vorrechnen. Wir nehmen an, Ihr laßt Eure Straßen elektrisch beleuchten und braucht dazu 12 Bogenlampen. Jede hat 4,5 Ohm Widerstand. Der Strom muß eine nach der andern durchfließen. Der Leitungsdraht, welcher alle Lampen unter sich und mit der Stromquelle verbindet, ist aus Kupfer,  $2\frac{1}{4}$  Kilometer lang und 7 Millimeter dick. Die Stromstärke ist 10 Ampere. Welche Spannung muß die Stromquelle haben?

Wir rechnen zuerst nach der früher gelernten Regel den Widerstand des Drahtes.

$$\text{Querschnitt} = \frac{7}{2} \cdot \frac{7}{2} \cdot \frac{22}{7} = 38\frac{1}{2} \text{ Quadratmillimeter.}$$

$$\text{Widerstand} = \frac{2250 \cdot 0,017}{38,5} = 0,99 \text{ Ohm.}$$

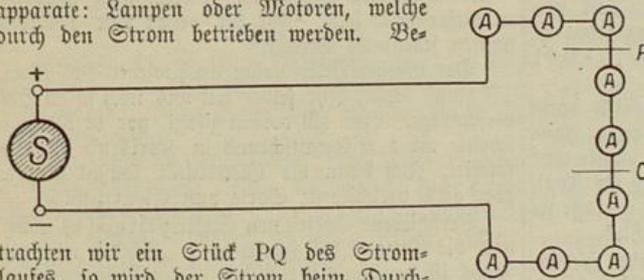
<sup>1)</sup> wegen dem.

Wir sagen rund 1 Ohm. Damit ist jetzt auch die vorhin gestellte Frage nach dem Widerstand der Leitung von Knickershausen beantwortet.

Die Lampen haben  $12 \cdot 4,5 = 54$  Ohm Widerstand, der Leitungsdraht 1 Ohm; das macht zusammen 55 Ohm. Es ist nach Spannung gefragt. Wir wenden also das Ohmsche Gesetz in seiner zweiten Fassung an:

$$\text{Spannung} = \text{Stromstärke} \times \text{Widerstand.}$$
$$10 \text{ mal } 55 \text{ sind } 550 \text{ Volt.}$$

Das Gesetz von Ohm gilt nicht nur für den ganzen Stromlauf, sondern auch für jeden beliebigen Teil desselben. In meiner Zeichnung soll S die Stromquelle vorstellen und A die verschiedenen Arbeitsapparate: Lampen oder Motoren, welche durch den Strom betrieben werden. Be-



trachten wir ein Stück PQ des Stromlaufes, so wird der Strom beim Durchfließen dieses Stückes einen Teil seiner Spannung verlieren. Dieser Spannungsverlust, den man auch die Ermüdung des Stromes nennen könnte, hängt nicht allein ab von der Größe des Widerstandes im Stück PQ, sondern auch von der Geschwindigkeit, womit dieser Weg zurückgelegt wird, also von der Stromstärke.

„Hört amol, Hinkende! Des isch mer a bissel zu hoch. Des versteh' i net recht.“ Diesen Einwurf machte der Bürgermeister.

„Gut,“ sprach der Hinkende, „so will ich es Euch an einem Beispiel erklären. Wenn Ihr früher als Soldat einen Kilometer weit Laufschrift machen musket, so seid Ihr viel müder geworden, als wenn Ihr den Kilometer im gewöhnlichen Schritt zurücklegen durftet.“

Der Bürgermeister nickte: „Jez versteh' i's“.

So geht es auch der Elektrizität. Der Spannungsverlust oder die Ermüdung des Stromes im Stück PQ ist um so größer, je schneller dieser Weg durchlaufen wird und je größer sein Widerstand ist.

$$\text{Spannungsverlust} = \text{Stromstärke} \times \text{Widerstand.}$$

Dazu ein Beispiel:

An einer gewöhnlichen Glühlampe hat der glühende und leuchtende Kohlenfaden 200 Ohm Widerstand. Die Stromstärke ist  $\frac{1}{2}$  Ampere. Wie viel Spannung verliert der Strom beim Durchgang durch die Lampe?

Der Franz-Mathees konnte kaum warten, bis der Hinkende ausgerebet hatte.

„Die Uffgab mach i. Ihr maant sonst, 's kent in ganz Mattetal kaaner rechne, as der Sießer-Peter.“

I kann's aa, verleicht noch besser wie der Peter. I bin 2 Johr in die Babbelstädter Bürgerschul gange.“

„Warum sollte ich Euch nicht zutrauen, daß Ihr rechnen könnt?“ erwiderte der Hinkende. „Ihr seid doch sonst ein so gescheiter Mann. Mir ist's recht, wenn Ihr mich ein bißchen ablöst. Fangt nur an!“

Der Franz-Mathees rechnete: „Der Schtrom isch  $\frac{1}{2}$  Ampere stark, der Widerstand hot 200 Ohm. Do isch der Schpannungsverlust  $\frac{1}{2}$  mol 200; des sen 100 Volt.“

Der Hinkende konnte sich nicht genug darüber wundern, was die Mattentaler für geübte Rechner sind. Als er dem Franz-Mathees sein wohlverdientes Lob gespendet hatte, wandte er sich wieder an die ganze Gesellschaft:

4. Wir hätten jetzt noch von der Arbeitsleistung des elektrischen Stromes zu reden. Wenn Ihr aber genug habt, will ich es auf ein anderes Mal verschieben.

„Nein!“ riefen mehrere Stimmen zugleich. Der Bürgermeister setzte hinzu: „Wer weiß, wie lang 's dauert, bis Ihr widder amol hieher kummt! Wann Euch des viele Hedde net meh dut, no macht nummer weiter! Mer sen noch net müd und möchte gern noch meh vun Euch lerne.“

Also setzte der Hinkende nach einer gehörigen Aufsechtung der Kehle seine Standrede fort.

Wenn man 1 Kilogramm 1 Meter hoch hebt, so hat man 1 Meterkilogramm Arbeit geleistet. 20 kg 4 m hoch gehoben oder 4 kg 20 m hoch oder 10 kg 8 m hoch stellen eine Arbeit von 80 mkg dar. Diese Art von Arbeit heißt mechanische Arbeit und wird angegeben, indem man die in kg ausgedrückte Last mit der in Metern gemessenen Höhe vervielfacht. Die Maßeinheit der mechanischen Arbeit ist das Meterkilogramm. Manchmal wird die mechanische Arbeit auch in Pferdekraften ausgedrückt, wobei eine Pferdekraft zu 75 mkg gerechnet wird.

Ein Gebirgsbach kann mit wenig Wasser eine Mühle treiben, weil er starkes Gefälle hat. Bei Euch in der Ebene, wo die Bäche wenig Gefälle haben, braucht einer viel mehr Wasser, um die gleiche Arbeit zu schaffen. Für die Leistungsfähigkeit des Baches kommen also in Betracht: Gefälle und Wassermenge.

Uevertagen wir das auf den elektrischen Strom! Spannung und Stromstärke spielen hier dieselbe Rolle, wie Gefälle und Wasserfülle beim Bach. Die Arbeitskraft des elektrischen Stromes wird angegeben, indem man Spannung und Stromstärke miteinander vervielfacht. Weil die Spannung nach Volt gemessen wird und die Stromstärke nach Ampere, führt die Einheit des elektrischen Arbeitsmaßes den Namen Voltampere. Statt dessen gebraucht man aber jetzt häufiger den Namen Watt. Ein Voltampere oder Watt ist die Arbeit eines elektrischen Stromes von 1 Volt Spannung und 1 Ampere Stärke.

Ein 10 Ampere starker Strom von 550 Volt Spannung hat 5500 Watt Arbeitskraft, ebenso ein Strom von 5 Ampere und 1100 Volt oder von 55 Ampere und 100 Volt.

Allerdings braucht der Strom von 10 Ampere und 550 Volt, wenn er mechanische Arbeit verrichten soll, einen anderen Motor, als der von 5 Ampere und 1100 Volt. Der Motor muß in seinem Bau dem Strom angepaßt sein. Man läßt ja auch den Gebirgsbach an einem oberflächlichen Wasserrad arbeiten und den Bach auf der Ebene an einem unterflächlichen.

1000 Watt heißen ein Kilowatt, und wenn dieses eine ganze Stunde lang arbeitet, so heißt die Leistung eine Kilowattstunde.

Ein Watt ist ungefähr den zehnten Teil von einem Meterkilogramm wert. Genau angegeben ist  $1 \text{ mkg} = 9,81 \text{ Watt}$ , also  $1 \text{ Pferdekraft} = 75 \cdot 9,81 = 736 \text{ Watt}$ .

Der Schmidt-Philipp fragte: „Was tät's dann ungefähr im Tag kostete, wann i mit ama Klane Motor vun aaner odder zwuu Pferdstkräfte schaffe tät? Meine Buwe schickt so ebbes schon lang im Kopf, und wann unser G'mei Elektrizität kriegt, no losse sie mer jedenfalls kei Ruh meh, bis i's erticht.“

Der Hinkende fragte: „Wie lange arbeitet Ihr im Tag?“ — „Ja des isch verschiede: 10 bis 12 Stund un aa noch länger. I heb kein Gsell und kein Lehrbu; i schaff nummer mit meine zwee eigene Buwe. Do kann ma's mache, wie ma will. Aber vor den Motor hete mer<sup>1)</sup> nei der ganze Dag zu dun. Do kent ma höchstens 8 Stund rechne.“

„Gut, sagen wir  $1\frac{1}{2}$  Pferdekkräfte 8 Stunden täglich.  $1\frac{1}{2}$  Pferdekkräfte sind  $\frac{3}{2} \cdot 736 = 1104 \text{ Watt}$ .

Für 8 Stunden macht das  $8 \cdot 1104 = 8832 \text{ Wattstunden}$  oder  $8,832 \text{ Kilowattstunden}$ . In Karlsruhe kostet die Kilowattstunde für Motorenbetrieb 25 Pfg.; das würde für unseren Fall im Tag ausmachen  $8,832 \cdot 25 \text{ Pfg.} = 2,21 \text{ Mark.}$ “

„Des wär net deuer,“ sagte der Schmidt-Philipp. „Um des Geld tät ein kei hiesiger Bauer sein Gaul an ganzer Tag lang lehne.“

Läßt mich nur ausreden, Philipp! Die Sache hat noch einen Haken. Die Zahl 736 ist nur eine theoretische. Tatsächlich geht bei jeder Umwandlung von Elektrizität in mechanische Arbeit etwas verloren. Bei den ganz großen Motoren von 90, 100 und noch mehr Pferdekkräften macht dieser Umwandlungsverlust nicht viel aus, ungefähr ein Zehntel.

Aber ein Motor von  $1\frac{1}{2}$  Pferdekkräften, wie Ihr ihn braucht, arbeitet mit nur 60% Nutzeffekt, d. h. von der durchfließenden Elektrizität kommen nur  $\frac{60}{100}$  als wirkliche Arbeit zum Vorschein und  $\frac{40}{100}$  gehen verloren, d. h. sie werden nutzlos verbraucht. Würde man also, wie wir ausgerechnet haben, 1104

Watt durch den Motor schicken, so bekämen wir nicht

$1\frac{1}{2}$ , sondern  $\frac{60}{100} \cdot \frac{3}{2} = \frac{9}{10}$  Pferdekkräfte. Wollen

wir aber volle  $1\frac{1}{2}$  Pferdekkräfte haben, so müssen wir nicht 1104 Watt elektrischen Strom verbrauchen,

sondern  $\frac{100}{60} \cdot 1104 = 1840 \text{ Watt}$  oder  $1,84 \text{ Kilo-}$

watt. Für acht Stunden macht das  $8 \cdot 1,84 = 14,72 \text{ Kilowatt}$  und kostet  $14,72 \cdot 25 \text{ Pfg.}$  oder  $3,68 \text{ Mk.}$

Philipp, warum wird Euer Gesicht so lang?

„Hinkender, i trau der Sach net recht. I maan als, die Knickershäufer Herre sinne noch a paar so Hoke un mache uns Rechunge, daß uns d' Auge überlaafe.“

Der Hinkende wehrte ab. „Man muß nicht gar zu mißtrauisch sein. Ihr tut denen von Knickershäufen jedenfalls unrecht.“

Der Gieser-Peter nahm auch wieder das Wort:

„I glaab schier, Ihr selber hät uns noch so en Hoke verschwiege. Ihr hät vorhin g'sagt, vor de Motorenbetrieb tät a Kilowattstund in Karlsruhe 25 Pfg. kostete. Isch dann die Elektrizität sonst deurer, oder git's verschiedene Sorte vun Elektrizität?“

„Verschiedene Sorten von Elektrizität gibt es nicht,“ war die Antwort des Hinkenden. „Aber je nach dem Zweck ist der Preis verschieden. Zur Erzeugung von Licht kostet die Kilowattstunde in Karlsruhe 50 Pfg., in Freiburg so viel ich weiß sogar 60 Pfg.“

„Aber warum isch dann die Elektrizität vor die Beleuchtung deurer, wann's doch kei annere Sort isch? Losse sich die Städter des gfall?“

„Ihr hättet auch umgekehrt fragen können. Warum ist die Elektrizität für Motoren billiger? — Antwort: weil ein Motor viel mehr Strom verbraucht

als eine Lampe. Wenn Ihr beim Krämer einen ganzen Hut Zucker kauft, so müßt Ihr für das Pfund auch nicht so viel zahlen wie im Einzelkauf. In Karlsruhe hat ja auch noch im letzten Jahr der Kubikmeter Gas für Beleuchtung 18 Pfg. gekostet und für Heizung nur 12 Pfg.“

„Uebrigens ist das elektrische Licht nicht so teuer, wie Ihr vielleicht fürchtet. Wir haben vorhin angenommen, daß Ihr zur Beleuchtung der Ortsstraßen 12 Bogenlampen braucht. Der Franz-Mathees hat ausgerechnet, daß diese 12 Lampen mit der Zuleitung 550 Volt Spannung verbrauchen. Der Strom ist 10 Ampere stark. Das gibt  $550 \cdot 10 \text{ Volt-Ampere}$  oder Watt. Eure ganze Straßenbeleuchtung würde also brauchen 5500 Watt oder  $5,5 \text{ Kilowatt}$ , macht  $5,5 \cdot 50 \text{ Pfg.} = 2,75 \text{ Mk.}$  in der Stunde. Das ist gewiß nicht viel für ein so schönes Licht.“

„Des wär schon recht, Hinkender. Awer schtede do net aa noch a paar Hoke drin, wie bei Euerer vorige Rechnung?“

„Nein, Herr Bürgermeister. Meine Rechnung ist diesmal glatt und richtig, vielleicht sogar ein wenig zu scharf genommen. Mehr kostet es jedenfalls nicht, natürlich unter der Voraussetzung, daß Ihr für die

<sup>1)</sup> hätten wir.

Kilowattstunde nicht mehr zahlen müßt als die Karlsruher. Vergesst nur nicht, eine Bestimmung über den Preis in den Vertrag aufzunehmen!

„Für heute wollen wir es damit genug sein lassen. Das Wichtigste von den elektrischen Maschinen versteht Ihr jetzt, und wenn wir im nächsten Jahr noch gesund sind, so komme ich wieder und erkläre Euch in einer zweiten Standrede alles Weitere.“

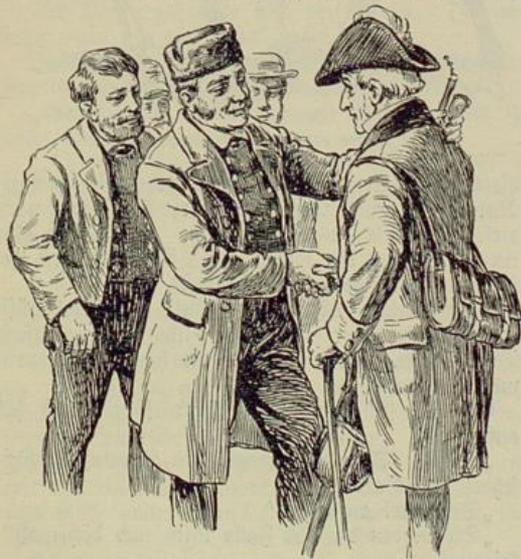
„Ja, was git's dann jetzt noch? I heb g'maant, heut hete mer alles g'lernt.“

„Nein, Franz-Mathees. Ihr wißt zwar jetzt, was Volt und Ohm und Ampere und Watt sind. Aber messen könnt Ihr all das noch nicht. Ich muß Euch erst noch Bau und Handhabung der entsprechenden Meßinstrumente erklären, und das will ich in meiner nächsten Standrede tun.“

„Hirschwirtin, ist Euer Gesalzenes noch so gut, wie früher, und kann ich ein Knöchlein mit Sauerkraut haben? Man braucht ihm die Fleischsteuerung nicht anzusehen.“

„Aha,“ sagte die Hirschwirtin, „Ihr tät' amol widder gern ebbes Guts esse. Gelt, im Hotel zu Lahr kriegt Ihr sei so Schweineknöchel, wie im Hersch zu Mattental. I kenn Euern G'schmack un will's selwer richte.“ Damit verließ sie die Wirtsstube.

Der Bürgermeister von Mattental ist ein höflicher Mann und weiß, was sich schickt. Er bedankte sich



Ich muß gehen. In einer halben Stunde kommt der Zug. im Namen aller Zuhörer beim Hinkenden für die Belehrung.

„An Euch isch en Schullehrer verlore gange. Ihr kennt aam<sup>1)</sup> alles so schee un eifach sage, daß ma's begreife muß, wann ma net grad Hann-Adam heißt.“

<sup>1)</sup> einem.

„Ja, lieber Bürgermeister, ein Lehrer des Volkes bin ich auch und will es sein. Meine Schulstube ist groß. In Amerika sitzen meine Schüler, wie in Hinterindien, in London und Paris, wie in Hauenstein, was die Hauptstadt des Hohenlandes ist, und in Mattental.“

„'s isch woher,“ sagte der Bürgermeister. „Heut sen mer Euer Schüler g'weßt un des net umsonst. Mer heve viel g'lernt. Vergesst jo net, 's negscht Johr widder zu kumme!“

Der Hinkende hatte mit gutem Appetit sein Schweinsknöchlein gegessen. Jetzt trank er seinen Wein aus und nahm Hut und Känzel vom Nagel.

„Ich muß gehen. In einer halben Stunde kommt der Zug, und ich kann mit meinem Stelzfuß nicht schnell gehen. Behüt Euch Gott!“

„Auf ein gesundes Wiedersehen übers Jahr!“

Der Hinkende schritt der 15 Minuten entfernten Bahnstation zu. Er war in fröhlicher Stimmung; aber der geneigte Leser darf nicht glauben, daß der Hirschwirtin ihr guter Wein allein daran schuld war. Daß es unter den Landleuten verhältnismäßig viele gibt, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben, ist dem Hinkenden nichts Neues. Aber er freut sich jedesmal wieder, wenn er Männer trifft mit so ehrlichem Willen, etwas zu lernen, Männer mit so offenen Sinnen und so klarem Verstand, wie die am Bachwiesentisch in Mattental.

Und da reden die Städter von den „dummen Bauern“. Der Hinkende kennt manches feine Herrlein mit hohem Stehtragen und tadellos gewichstem Schnurrbart, das ihm seine heutige Aufgabe schwerer gemacht hätte, als die Bauern und Handwerker von Mattental.

### Die Macht der Gewohnheit.

Humoreske von Robert Münchgesang.

O Hannes, was für a Lump bist du doch! mußte er manchmal denken, wenn er sich so ansah. Zweundsiebzig Jahre alt und immer noch im Zuchthause! Und er war nun zum achten Male darin. Immer wegen der dummen Einbrecherei. Und wenn er nur dabei etwas Rechtschaffenes derwischt hätt! Aber die reichen Leut' gönnen einem armen Teufel nicht die Luft. In früheren Jahren, als seine Knochen noch nicht so steif waren, ging das besser, aber das letzte Mal hatten sie ihn schon dabei abgefaßt, wie er im Begriff war, über das Gitter zu steigen. Neidharde, die.

Uebrigens war er mit sich und der Welt sehr zufrieden. Mer hat sei gute Kost, a guts Bett, gerade so fein, wie die Herren Soldaten es han, und der Herr Inspektor — alle Achtung! A feiner Mann.

Nun soll ihm, dem verklumpten Hannes, zur Ehre nachgesagt sein, daß er sich im Zuchthause immer gut führte, darum hatten sie ihn eines Tages zum Kalfaktor avancieren lassen. In der Nacht darauf träumte ihm schuakisch. Er kam sich vor wie Joseph in Aegypten, der ja auch um einer Lumperei willen und eigentlich nur wegen der reichen Leut' ins Loch

gesteckt worden war. Führt sich gut, der Joseph, und der Inspektor von dem ägyptischen Zuchthause machte ihn zum Kalfaktor. Alles schon dagewesen.

Und nun ging's ihm weiter wie Joseph. Eine Deputatschön holte ihn heraus aus dem Loch, er wurde ein großes Tier, fuhr auf einem Automobil durch das Land und der Chauffeur oder Oberwagenlenker mußte immerzu schreien: „Plas! Plas! da kommt der Hannes, der neue Reichstanzler!“

Im Winter gefiel's ihm weniger gut im Landes-zuchthause, da kam er selten heraus, aber in der warmen Jahreszeit, da war's fein. Die Verwaltung ließ einen Hügel abtragen, weshalb, darüber machte sich Hannes keine Kopfschmerzen. Genug, er farrte tüchtig mit, denn es machte ihm Vergnügen, und am Abend erquidete ihn dafür ein gesegneter Schlaf, bei Tisch ein beneidenswerter Appetit.

Aber alles Ding nimmt sein End', auch die herrliche Zuchthauszeit, weil die reichen Leut' einem armen Kerl die schöne Verpflegung nicht gönnen. Hannes verabschiedete sich also eines Tages von dem Inspektor, und dieser sagte zu ihm: „Nun, Hannes, Ihr seid noch nicht zu alt, um ein besseres Leben anzufangen zu können. Habt Ihr noch einen Wunsch, dann sagt's.“

„Herr Inspektor,“ antwortete Hannes, „ich in mich schön bedanken für alles. Einen Wunsch hatt' ich freilich. Wenn i wieder kumm — die Karre möcht' i wieder han, die ich gefahren hab', Nummer 23. Die fährt sich ausgezeichnet.“

Wer nun von den reichen Leuten, frag' ich, könnte einem armen Teufel so etwas abschlagen?

### Der Dieb.

Aus dem Grenzleben von Arizona.  
Nach erzählt von W. K.

Buck Jonson war geborener Amerikaner. Seine Jugend verbrachte er an der Grenze von Mexiko, in Arizona, zur Zeit, als noch die berühmtesten Indianerhäuptlinge Geronimo, Cochise u. a. dort ihre blutigen Räubereien trieben und alles abschlachteten, was sie erwiichten. Jonson entging ihnen und hielt aus. Als Mann besaß er einen Distrikt Wüste und Prairrie, so groß wie ein Fürstentum, und ungezählte Tausende von Vieh. Die Indianer waren ihm nun nicht mehr gefährlich, aber die Viehdiebe. Die ganze Gegend an der mexikanischen Grenze gehört zu den verurufensten der Welt. Wer sich dorthin wagt, darf wohl zusehen, daß niemand hinter ihm reitet. Er muß leicht schlafen, tagelang dürsten und im Sommer fortgesetzt eine Backofenhitze aushalten können. Die Grenze hüben und drüben wimmelt von verzweifeltten Kerlen aus der ganzen Welt, Desperados nennt man sie, die jedes Handwerk treiben, das ihnen auch nur für einen Tag Futter bringt: Morden, Rauben, am liebsten aber Viehstehlen.

Buck Jonson konnte davon erzählen. Zwar hatte er sein Königreich gegen die mexikanische Grenze mit einem starken Stachelzaundraht eingefriedigt. Auch

hielt er sich eine kleine Armee berittener und scharf bewaffneter Hirten, prächtiger, mutiger Kerle. Aber doch fehlte alle Augenblick eine größere oder kleinere Anzahl Vieh. Manchmal gelang es, in einem heißen Gefecht den Dieben die Beute wieder abzufragen. Manchmal fand man aber die Spur des Viehes nicht mehr, weil sie sich auf dem harten, heißen Lavaboden verlor.

Einmal wieder wurde Buck Jonson gemeldet, daß zwanzig fette Ochsen verschwunden seien, und zwar auf



Buck Jonson ritt über die mexikanische Grenze.

die nämliche Art, wie das schon mehrmals vorkam. Nur ein einzelner Mann könne, der Pferdespur nach, diese Diebstähle ausgeführt haben. Das müsse aber ein Teufel aus der Hölle sein. So kühn und geschickt habe es noch keiner gemacht.

Buck Jonson schäumte vor Wut. Den Kerl müsse er haben, sagte er, und wenn's ihn zwanzigtausend Dollar koste. Dem wolle er die hässliche Krawatte um die Gurgel fest anlegen.

Er ließ sich sein bestes Pferd satteln und saß auf.

„Wohin, Sennor?“ fragte sein Vormann (Aufseher) Jed Parker.

„Den Kerl auffuchen.“

„Sie werden dir eine Falle legen und dich massakrieren.“

„Mir gleich. Paß daheim auf, Jed Parker, in drei Tagen bin ich wieder da.“

Buck Jonson ritt über die mexikanische Grenze, auf die kleine Stadt Perez los. Hell glänzten die weißgetünchten Häuser mit den flachen Dächern in der Glutsonne. Die Türen standen weit auf. Bei und in den Kneipen — und deren waren viele — trieb sich das gefährlichste Landstreichervolk der Welt herum. Etliche tranken, spielten, rauchten, manche

lungerten im Schatten der Bäume umher, weil sie kein Geld hatten. Hier und da bekamen die Spieler Streit. Sie schrien, zogen Messer und Revolver und man hörte gleich darauf einen kurzen Knall. Aber darnach schaute sich niemand um. Das war so alltäglich, wie wenn bei uns einer ein Streichholz ankrakt.

Buck Jonson stieg vor einer Wirtschaft ab, setzte sich und bestellte Wein.

„Kann ich einen zuverlässigen Führer ins mexikanische Gebiet haben?“ fragte er den Wirt.

„Warum nicht? He, Franzesco, Juan, Alfonso, kommt einmal daher. Dieser Sennor will einen Führer mieten.“

Fünf verwegen aussehende Kerle boten sich an. Als sie aber hörten, sie sollten einen Trupp bewaffneter Reiter durch die Wüste geleiten, lehnten sie wieder ab. Die Gegend schien selbst ihnen zu gefährlich.

„Bei Sant Jago,“ schrie Buck Jonson, „Ihr seid erbärmliche Kerle. Ihr habt keine Nerven. Wo ist ein Mann mit Nerven?“

Einer der Gescholtenen zog wütend den Revolver. Aber Buck Jonson war noch schneller als er und hielt ihm die Mündung des Schießeisens vor die Nase, ehe dieser seine Waffe herausbrachte.

„Revolver weg,“ schrie Buck Jonson, „oder ich knalle ab.“

Der Mann gehorchte und verschwand. Die andern zogen sich gleichfalls zurück.

In diesem Augenblick ritt ein hochgewachsener junger Fremder auf einem prachtvollen Pferde vorüber.

„Wer ist der Mann?“ fragte Jonson. „Er ist nicht übel.“

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte der Wirt. „Aber er kam von der Wüste her geritten über die Lavafelder.“

„Er kennt also die Gegend? Wird auch Nerven haben?“

„Sehen Sie selbst.“

Buck Jonson zahlte, saß auf und ritt dem Fremden nach, der inzwischen bei einer andern Wirtschaft Halt gemacht hatte.

Buck Jonson stieg dort ab und band sein Pferd an. Dann zog er das lange mexikanische Messer, band das grellfarbige Tuch, das er um die Hüften trug, ab und schrie wie ein Rasender: „Ihr mexikanischen Hunde! Wer hat Nerven genug, um mit mir einen Messerzweitkampf über das Tuch bis zum Ende anzufechten? Keiner, ihr Tagdiebe, ihr Halunken, ihr feigen alten Weiber?“

Alle Anwesenden eilten herbei und umstanden den Herausfordernden. Der andere Fremde saß immer noch auf seinem Pferde, die zwei Revolvertaschen am Gürtel stets zurückgeschlagen, so daß die Waffen zu raschem Gebrauch zur Hand waren. Es schienen gute Goltsche Eisen schwersten Kalibers zu sein. Der Zweirevolvermann lächelte höhnisch, als niemand den Kampf anzunehmen wagte. Seine harten Augen funkelten.

„Nun, Sennor,“ redete er einen verwegenen Kerl

an, „laßt Ihr Euch das gefallen? Was heißt den Kerl? Seine Prahlereien machen mich ganz krank.“

„Sennor,“ jagte der Angeredete, „das ist so eine Sache. Wenn's mit Revolvern wäre, ja dann. Aber mit den kalten Eisen will ich nichts zu tun haben. Die Kugel geht hinein und hinaus, das Eisen aber bleibt stecken. Uebrigens versucht es selbst, wenn Ihr Lust habt, Mann.“

„So leih mir dein Messer.“

„Gut. Hier ist es. Mach's kurz, daß der Kerl bald das Maul hält.“

Der Zweirevolvermann stieg ab, ging mit dem blanken Messer in der Hand auf Buck Jonson zu und verneigte sich mit edlem Anstand.

„Sennor, ich habe die Ehre, Ihre Herausforderung anzunehmen. Wollen Sie noch einen letzten Wunsch wegen des Begräbnisses äußern, so tun Sie das rasch. Denn ich habe nicht lange Zeit.“

„Alles schon in Ordnung,“ erwiderte Buck Jonson kalt. Darauf nahm er den einen Zipfel des Tuchs zwischen die Zähne und der Gegner den andern. Es konnte losgehen. Die Umstehenden drängten näher heran und zeigten sich entzückt über den bevorstehenden Genuß.

Einen Augenblick schaute Buck Jonson seinem Gegner über das straff gespannte Tuch hinüber in die Augen. Das waren Augen! Stahlhart. Der Mann hatte Nerven! Das war sein Mann — den mußte er gewinnen und wenn's auch viel kostete.

Plötzlich ließ Buck Jonson das gespannte Tuch aus den Zähnen, so daß der Gegner ein wenig zurücktaumelte.

„Das Spiel ist aus! Sennor, geben Sie mir Ihre Hand. Sie sind ein Mann, der Nerven hat.“

Die Umstehenden, um das köstliche Schauspiel betrogen, schlugen Lärm.

„Der feige Kerl hat nur renommirt. Schlagt den Komödianten tot! An den Baum mit ihm.“ Aber Buck Jonson beachtete sie nicht. Er blickte nur das braune, scharfgeschnittene Gesicht des Gegners an, der das Tuch zu Boden geworfen hatte. Dieser schaute ihm kalt in die Augen.

„Was ist das? Was soll das? Sind Sie ein feiger Prahler?“

„Kommen Sie mit, hier abseits. Hierher. So. Ich bin Buck Jonson.“

Der Fremde stützte. „Dann ist's gut. Was wollen Sie von mir?“

„Gehen wir dort in die nächste Wirtschaft.“

Unter wütendem Geschimpf der Zuschauer ritten sie langsam nebeneinander ab. Einige Schüsse wurden ihnen nachgesandt, aber sie schauten sich nicht um.

In dem kühlen Schatten des Hauses angekommen, beobachteten sich die beiden einen Augenblick. Das Examen fiel gut aus. Sie bekamen Gefallen aneinander.

„Los jetzt, machen Sie's kurz,“ befahl der Fremde.

„Sie sind der Mann, den ich suchte. Sie haben Nerven. Kennen Sie die Gegend dahinten genau? Auch die Wasserstellen?“

„Ich bin dort zu Hause.“  
 „Wollen Sie einen Trupp Reiter hindurchführen und den Dieb suchen helfen, der mir zwanzig fette Ochsen gestohlen hat?“

Der Fremde besann sich lange. Als Jonson an seinem Mut zweifelte und ungeduldig werden wollte, traf ihn ein so furchtbarer Blick aus den stahlharten Augen des Fremden, daß er wieder beruhigt wurde.

„Ich will schon. Aber unter welchen Bedingungen? Was kommt dabei heraus?“

„Zehn Dollar gleich beim Antritt der Reise und tausend, wenn wir Vieh und Dieb fangen.“

„Nicht übel. Gut. Ich nehme an. Aber was ich sagen wollte. Ist es nur ein einziger Dieb?“

„Ja. Gewiß.“

„Weshalb dann ihm mit einer Armee nachsetzen? Den kann ich allein fangen samt seiner gestohlenen Herde.“

„Allein?“

„Ganz allein.“

„Wie denn?“

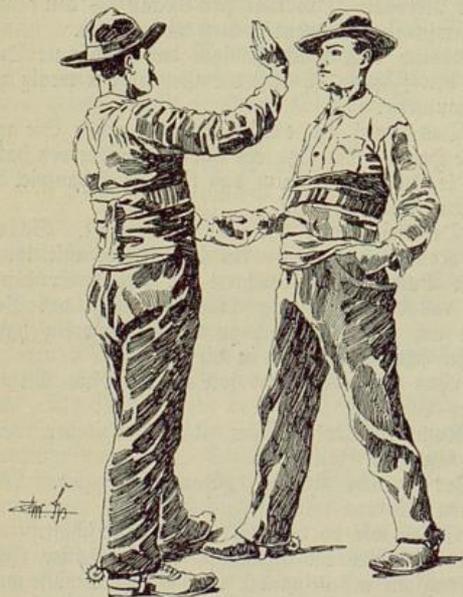
„Das ist meine Sache.“

Jonson schüttelte ungläubig den Kopf.

„Was geben Sie, wenn ich Ihnen den Kerl mit Vieh wohlbehalten in Ihren Ranch treibe?“

„Fünftausend Dollar in Gold.“

„Für zwanzig Ochsen? Das ist Wahnsinn.“



„Gut. In zehn Tagen haben Sie das Vieh und den Dieb.“

„Und wenn's um eine Kuh wäre. Ich will den Spitzbuben haben. Das ist mir alles.“

„Gut. Aber noch etwas! Ich bring' ihn auf Ihren Ranch. Aber ich weiß nicht, ob ich dort unter Ihren Leuten von früher her Feinde habe. Geben Sie mir Ihr Wort, daß ich ungefährdet mit meinem Gelde wieder über die Grenze komme!“

„Natürlich.“

„Hand her.“

„Hier.“

„Gut. In zehn Tagen haben Sie das Vieh und den Dieb. Adieu, Buck Jonson.“

„Adieu. Wie ist Ihr Name?“

„Tut nichts zur Sache.“

Der Zweirevolvermann verbeugte sich und ging. Gleich darauf stieg auch Jonson zu Pferd und ritt wieder der Heimat zu.

Die Tage vergingen auf Jonsons Ranch, einer wie der andre. Morgens um zwei Uhr machte der chinesische Koch Sang Feuer und briet eine Ochsenkeule. Dann zog er die Glocke und die Viehhirten; lauter Mordböllerle, stellten sich zum Frühstück ein; während sie schweigend aßen, erhielten sie von Ned Parker ihre Instruktionen für den Tag. Dann ritten sie im langsamen spanischen Compunshertrab je zwei zusammen auf ihre fernen gefährvollen Posten. Abends kamen sie teilweise wieder zurück, teilweise blieben sie draußen. Auf den einzelnen Viehstellen in dem weiten Reich trampelten die schweren Tiere einzeln im Gänsemarsch oder in kleinen Trupps zu den Tränkrinnen, die mit Wasser aus der Windpumpe gefüllt waren. An manchen Stellen mußte auch ein blindgebundener Esel das Gangwerk der Pumpe treiben. Jonson und sein Vormann Ned Parker kontrollierten täglich die Stationen, die in Entfernungen von etwa zehn Kilometern angelegt waren, bewacht von einsamen schweigenden Männern. So geht's Tag für Tag und bestimmt das Tun und den Charakter der entschlossenen Gefellen.

Sieben Tage waren bereits verflossen und Jonson mit seinem Parker begannen bereits nach dem Zweirevolvermann auszufahren. Am achten fürchteten sie, er habe zu viel unternommen. Am neunten gaben sie ihn auf. Am zehnten kam er.

Es war in der Nacht. Da hörte man das Schnaufen einer rasch getriebenen Herde. Das Tor des Corral wurde geöffnet und ein Reiter sprengte in den Hof. Bald trat ein Mann ins Haus und fragte nach Buck Jonson.

„Hier,“ rief Ned Parker, der aus dem Zimmer trat, wo er sich mit Jonson aufgehalten. „Hier herein. Sind Sie der Mann?“

„Ich bin der Mann. Draußen sind Ihre zwanzig Ochsen.“

„Gut. Setzen Sie sich. Und hier in diesem Beutel liegen die 5000 Dollar in Gold. Aber erst will ich den Dieb sehen.“

„Halt. Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben, daß ich ungehindert mit dem Gold davon darf. Nicht?“

„Natürlich. Aber wo ist der Dieb? Der Dieb ist mir die Hauptsache.“

Der Fremde hatte den angebotenen Stuhl verschmäht. Hoch aufgerichtet war er Jonson gegenüber stehen geblieben. Jetzt riß er plötzlich beide Revolver aus den Taschen und hielt den einen gegen Jonson, den andern gegen Parker.

„Die Dohsen sind draußen und ich bin der Dieb.“  
 „Bei Sant Jago, das ist gut. Die Schießseifen weg,“ rief Jonson mit Donnerstimme. Er fürchtete sich mehr vor den stahlharten Augen als den zwei Löchern vor seiner Nase.

„Sie halten Ihr Ehrenwort, Buck Jonson.“

„Zum Teufel ja!“

„All right. Dann sind wir einig. Und nun das Geld her.“

Die beiden waren noch starr über diese unerhörte Kühnheit des Mannes. Jonson sagte sich: „Sennor,

Sie scheinen mir ein Teufelskerl zu sein. Wie wäre es, wenn Sie doch bei mir blieben? Freiwillig natürlich.“

„Hum,“ sagte der Fremde und sekte sich.

„Wes halb?“

„Sie besitzen hier 5000 Dollar. Sie hatten doch das Vieh bereits gut verkauft? Nicht?“

„Sehr gut.“



Jetzt riß er plötzlich beide Revolver aus den Taschen.

„Und dann dem Käufer wieder gestohlen?“

„Natürlich.“

„Also auch jenes Geld ist in Ihren Händen. Und was Sie mir sonst noch gestohlen haben, ist auch nicht wenig.“

„Es geht.“

„So sind Sie eigentlich ein reicher Mann.“

„So so.“

„Wie wäre es, wenn Sie das Viehstehlen nun sein ließen und in meinen Dienst träten? Wissen Sie, wenn ich Cure Herrlichkeit jetzt auch wieder laufen lassen muß, so werde ich doch einmal das Vergnügen bekommen, über kurz oder lang Ihnen die enge Krawatte anzulegen. Denn ich lasse nicht nach, und wenn's mich fünfzigtausend Dollars kostet. Es wäre mir aber leid, wenn ich gerade an Ihnen den verdammten Spaß machen müßte. Denn ich habe Sie lieb gewonnen. Sie sind ein Mann, der Nerven hat.“

„Das hat man schon ein wenig.“

„Gut. Also bleiben Sie bei mir. Sie bekommen Lohn, so viel Sie wollen.“

Der Fremde besann sich. Endlich streckte er über den Tisch hinüber die Hand auf Jonson los.

„Es gilt,“ sagte er lässig.

„Bei Sant Jago. Ich bin erfreut. Sehr erfreut. Morgen reden wir weiter. Das heißt: Wenn Sie nicht etwa vorziehen sollten, heute Nacht auszubrechen und wieder mit zwanzig Dohsen abzuführen.“

„Nein. Hier mein Wort darauf. Ich habe noch nie gelogen. Ich bleibe bei Ihnen. Ich bin Ihr Freund. Sie gefallen mir, Mann.“

„Sehr verbunden. Und nun wollen wir zu Nacht speisen.“

„Ist mir gerade recht, denn ich habe Hunger.“

### Eine dumme Geschichte.

Von Rudolf Hermanns.

Als ich noch jung war, da habe ich mich immer über die Dummheit anderer geärgert, und meine eigene Dummheit ließ mich ziemlich kalt.

Das ist nun mit den Jahren etwas anders geworden: ich lächle jetzt über die Dummheit anderer, wenn sie nicht gerade zu toll ist, und ärgere mich über meine eigene Dummheit, notabene, wenn ich sie erkenne.

Eine nicht zu große Portion Dummheit ist eine gute Gabe Gottes. Die Geschichte mit den dicksten Kartoffeln ist ja eine bekannte Sache. So etwas Dummheit, so für den gewöhnlichen Hausgebrauch, ist wirklich eine Wohltat für den Menschen. Ein damit versehenen Mensch hat ein zufriedenes Gemüt, es schmeckt ihm gut und seine Verdauung läßt im allgemeinen nichts zu wünschen übrig. Dabei kann er doch im Leben eine ordentliche Rolle spielen: er kann das schönste Weib gewinnen, ein gutes Baumwollgarn spinnen lassen und sogar Stadtverordneter werden; er kann fröhlich leben und selig sterben.

Ich will nun hier keine philosophische Abhandlung über die Dummheit im allgemeinen und im besondern schreiben. Heute will ich nur eine wahrhafte Geschichte genau so erzählen, wie sie sich ereignete, und ihr werdet sehen: sie ist amüßig und lehrreich.

Wir hatten eine Sitzung im „Verein zur Belebung des Fremdenverkehrs“ gehabt. Stundenlang war über allerhand Gegenstände gesprochen worden und zwar — wie dies so im allgemeinen immer der Fall ist — über die unwichtigsten Punkte am lebhaftesten und eingehendsten, über die wichtigen am wenigsten. Schließlich aber war doch alles so gegangen, wie's der Vorstand haben wollte, und das gehört sich auch so.

Nach Schluß der Sitzung blieb man, wie immer, noch etwas gemütlich beisammen. Das ist ein schöner Brauch. Denn in einem solchen Vereine sind alle möglichen Gesellschaftsklassen vertreten, und dem einen ist dann Gelegenheit gegeben, sich Geringeren gegenüber freundlich und herablassend zu zeigen, während diese letzteren das wohnige Gefühl empfinden, in fast kordialer Weise mit so recht hohen Tieren zu verkehren, die morgen einen respektvollen Gruß nur

herablassend erwidern, wenn nicht gar im entscheidenden Augenblicke ihre Aufmerksamkeit durch irgend ein wichtiges Ereignis auf der anderen Seite der Straße in Anspruch genommen wird.

Nun saß also jetzt in angenehmster Weise der Herr Schlupfthoen neben dem Herrn Bovenstiepen. Der Herr Schlupfthoen ist Agent und „macht“ hauptsächlich in Schmieröl und ledernen Treibriemen; der Herr Bovenstiepen ist Kommerzienrat und Besitzer einer großen Fabrik mit sehr vielen Riemenscheiben, über die natürlich Riemen laufen und deren Achsen geschmiert werden müssen, wenn die Sache klappen und nicht klappern soll.

„Auf Ihr ganz Spezielles, Herr Kommerzienrat!“ jagt Herr Schlupfthoen und hebt mit freundlicher Verbeugung seine Blume Pilsener gegen den Angeredeten.

„Danke sehr, Herr Schlupfthoen, ich komme gleich mit,“ antwortet der Herr Kommerzienrat und tut freundlich, aber etwas zurückhaltend Bescheid.

Der Herr Schlupfthoen aber spinnt das Gespräch weiter.

„Ich habe in der letzten Zeit häufig an Sie denken müssen, Herr Kommerzienrat.“

„An mich?“ fragt der Kommerzienrat und denkt dabei seinerseits argwöhnisch an Schmieröl und lederne Treibriemen.

„Ja, Herr Kommerzienrat, an Sie. Ich mache jetzt jeden Morgen einen Spaziergang in die Anlagen und komme dabei immer an Ihrer Villa vorbei. Das ist doch in der Tat eine wundervolle Besitzung.“

Der Herr Kommerzienrat sieht den Herrn Schlupfthoen so etwas von der Seite an und weiß nicht recht, wo der drauf heraus will. Es ist ja 'ne ganz nette Villa mit hübschem Garten und ziemlich freiem Ausblick. Aber das Haus ist doch etwas klein und das Ganze für die Stellung des Herrn Kommerzienrats etwas zu bescheiden. Er hat schon immer den Gedanken gehabt, sich im neuen Villenviertel standesgemäß anzubauen, vorderhand sich aber noch einmal mit dem Anbau einer einfachen, eisernen Veranda begnügt. Was will nun der Herr Schlupfthoen? Etwas sticheln? Aber danach sieht er eigentlich doch nicht aus. Und so antwortet denn der Herr Kommerzienrat etwas unsicher: „Ach, ich bitte Sie, Herr Schlupfthoen, ein einfaches Haus mit kleinem Garten!“

„Das ist ja gerade das Vornehme,“ erwidert lebhaft Herr Schlupfthoen, „einfach, gediegen, geschmackvoll, wirklich außerordentlich geschmackvoll. So gar nicht prunkend und prozend, aber wirkungsvoll, vornehm in seiner Einfachheit! Alle Achtung, ich mache Ihrem Geschmack mein Kompliment, Herr Kommerzienrat!“

Und Herr Schlupfthoen neigt mit dem Ausdrucke hochachtungsvollster Anerkennung sein Pilsener gegen den Herrn Kommerzienrat, der mit ihm freundlich anstößt und erwidert: „Nun ja, 's ist ja ein hübsches Haus, gewiß; 's ist ja einfach, aber es hat ja auch

etwas Vornehmes, jawohl! Natürlich! Aber, sehen Sie, Herr Schlupfthoen, das ist ja nun nicht mein Verdienst. Ich habe das Ganze so von meinem leider nur zu früh verstorbenen Vater geerbt!“

„Ach ja, Ihr verdienstvoller Herr Vater, Gott hab' ihn selig; das war ein Mann! Wie würde unsere Industrie ihn entbehren, wenn sie in Ihnen nicht einen würdigen Nachfolger hätte! Und trotz alledem, hochverehrter Herr Kommerzienrat, trotz alledem ist's Ihr Geschmack, Ihr fein ausgebildetes Schönheitsgefühl, was Sie veranlaßte, Haus und Garten in der einfachen Vornehmheit zu lassen, wie Sie sie übernommen haben. Sie hätten ja umbauen, verändern, bereichern können. Aber nichts davon haben Sie gemacht, Sie haben es gelassen, wie es war, und somit sage ich mit vollem Rechte und ich spreche es offen und gerne aus: Ihr ganzes Besitztum atmet Ihren gediegenen Geschmack. Nur eins haben Sie hinzugefügt, nur eins: die Veranda!“

„Ach ja,“ sagte der Kommerzienrat etwas gedrückt, „die Veranda ist allerdings etwas einfach ausgefallen, aber . . .“

„Ich bitte Sie, Herr Kommerzienrat,“ unterbrach ihn Herr Schlupfthoen, „einfach? einfach? Großartig ist sie, sage ich Ihnen, einfach großartig! Und da haben wir etwas, was Ihren Kunstgeschmack, Ihr Kunstverständnis so recht überzeugend beweist.“

„Aber, Herr Schlupfthoen!“ versucht der Kommerzienrat sein Gegenüber zu unterbrechen. Der aber fährt begeistert fort: „Nein, diese Veranda! Einfache, gerade Linien, keine Verzierungen, keine Verschönerleien, nichts von diesem gefucht „Modernen“, diesem ungesunden, sogenannten „Jugendstile“. Nein, alles einfach, vornehm und gediegen, so glücklich gelöst in seinen Verhältnissen, so künstlerisch vollendet, möchte ich sagen. Eine solch vornehme Veranda ist in der ganzen Stadt nicht vorhanden. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem feinen Geschmack!“

Ueber das Gesicht des Herrn Kommerzienrats ging immer mehr der sonnige Schimmer angenehmer Erregung und sein Glas erhebend, stößt er mit Herrn Schlupfthoen freundlich an und sagt: „Gewiß, ich liebe auch diese einfachen Formen und freue mich über die neue Veranda. Im übrigen muß ich aber doch bemerken, daß die Veranda das Werk des Architekten Baumann ist.“

„Ach was Architekten, Herr Kommerzienrat! Was hat denn der Architekt mit der Sache zu tun? Der macht doch nur, was ihm aufgetragen wird. Haben Sie nicht früher gezeichnet, Herr Kommerzienrat?“

„Doch,“ antwortete dieser, „aber nur bis zur Tertä. Zu meiner Zeit war das Zeichnen nicht obligatorisch, wissen Sie! Aber ich habe doch immer viel Vergnügen an den Zeichenstunden gehabt. Ja, ja, ich erinnere mich ganz deutlich.“

„Sehen Sie, Herr Kommerzienrat, ich sagte es ja. Da ist Ihr Kunstsin, Ihr Kunstverständnis, Ihr Talent! Und der Architekt, hat der Ihnen nicht eine Skizze vorgelegt? Nicht wahr? Und dann haben Sie die Skizze für gut befunden und auch

wohl etwas daran geändert? Nein, nicht? Nun, so hatte also der Architekt zufällig gerade Ihren Geschmack getroffen, und Sie bestimmten, daß die Veranda genau so ausgeführt werden sollte, wie die Skizze war! — Meine Herren!" wandte sich dann Herr Schlupfthsen an die Umstehenden, die zum Teil hier und da schmunzelnd zugehört hatten, "meine Herren! Ich bin überzeugt, daß ich in Ihrer aller Namen spreche, wenn ich vorschlage, auf das Wohl unseres allverehrten Herrn Kommerzienrats Bovenstiepen zu trinken. Der Herr Kommerzienrat Bovenstiepen ist nicht nur ein sehr geschätztes Mitglied unseres Vereins und einer unserer hervorragendsten Großindustriellen, er ist auch, was ich besonders hochschätze, der feinsühlige, kunstsinige und kunstverständige Mann von gebiegem und vornehmerem Geschmack, er lebe hoch! und nochmals hoch! und zum dritten Male hoch!!! —

Der Herr Kommerzienrat hatte einen vorzüglichen Abend verlebt. Er war eine Stunde länger wie gewöhnlich geblieben und hatte zwei Glas Pilsener über sein Deputat getrunken. Gehoben ging er nach Hause, und als er sich in seinen Kissen zurechtshob, murmelte er noch behaglich vor dem Einschlummern: „Kunst—sinig, Kunst—ver—ständig!“

Der Herr Schlupfthsen blieb aber noch etwas länger sitzen, trank in angeregter Stimmung noch ein paar Glas Bier, und als er sich nachher in seinen Kissen zurechtshob, murmelte er noch schmunzelnd vor dem Einschlummern: „Schmier—öl, Treib—riemen.“

Als am andern Tage Herr Schlupfthsen in der Fabrik des Herrn Kommerzienrats Bovenstiepen vorsprach, um zu fragen, ob kein Bedarf an Schmieröl und Treibriemen vorhanden sei, beschied man ihn nicht, wie gewöhnlich, ablehnend. Er wurde in das Privatkontor gewiesen und erhielt eine Bestellung, wenn's auch nur auf 50 Kilo Schmieröl war. Immerhin ein Anfang!

Ja, ja, der Herr Schlupfthsen war nicht dumm! Aber weit gebracht hat er es doch nicht.

### Sinngedichte.

Es liegt ein Kompaß in unserer Brust,  
Der heute in Leide und morgen in Lust,  
Ob unsre Wage sich hebt oder neigt,  
Beständig nach dem Rechten zeigt;  
Der uns ins Ohr raunt, wo wir gefehlt,  
Der nichts beschönigt und nichts verhehlt,  
Der steinhart macht das sanfteste Kissen  
Und Schwerter zerbricht —: das kleine Gewissen!

Ob sie dich auch verlästern und verheizen —  
Ein trautes Heim kann dir die Welt ersehen;  
Doch bettelarm bist du, löst dich dir im Haus  
Ein böser Geist den Stern der Liebe aus!  
Viel besser ist's noch, mütterseel'nallein,  
Als unter nahen Menschen fremd zu sein.

Schwer wie ein Lastzug rollt vorbei das Unglück, das  
die Seele traf,  
Jedoch das Glück, das rasche Glück, spielt wie ein  
Blitz am Telegraph.

Otto Promber.

### Ein edler Mann.

Am 25. März 1906 entschlief in Lugano ein alter, schlichter, einfacher, sparsamer, einsamer Mann. Er pflegte in seinem Leben dritter Klasse zu fahren, jeden Pfennig, den er für seine Person brauchte, zu wenden, ob er ihn nicht doch sparen könne. Viele mögen ihn vielleicht für einen absonderlichen Geizhals gehalten haben, den man um so weniger begriff, als er keine Familie hatte und reich war. Als aber der Drei- und achtzigjährige gestorben war, stellte es sich heraus, daß er ein Vermögen von weit über einer halben Million besaß, und man erfuhr, daß er es schon im Jahre 1892 fast ganz dem deutschen Reichswaisen-



August Friedrich Karl Theodor Thaeber.

haus in Lahr vermacht habe. Jenes Testament enthält u. a. die Worte: Das Glück der Ehe und der Familie ist mir nicht zuteil geworden. Ich fühle mich daher verpflichtet, nun für diejenigen armen Wesen zu sorgen, die das Glück, noch Eltern zu besitzen, nicht mehr haben. . . . Ich bitte alle, die ich beleidigt oder gekränkt haben sollte, herzlich um Verzeihung, wie ich auch allen denen von Herzen verzeihe, die mir Beleidigungen oder Kränkungen zugefügt haben. Gott sei mir armen sündigen Menschen gnädig und schenke mir einen sanften Tod. Amen! Noch fünfzehn Jahre durfte der alte Herr leben und sparen — für das Reichswaisenhaus, dem seine ganze Liebe gehörte, das er oft mit seinem Besuche und mit großen Schenkungen erfreute. Schreiben wir also mit Dank und Wehmut den Namen des edlen